

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Galgen-Trio

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Galgen-Trio

John Sinclair Nr. 706

von Jason Dark

erschienen am 14.01.1992

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Galgen-Trio

Dunkelheit!

Schwarz wie Tinte, absolut, ohne einen winzigen Lichtschimmer. Bedrückend, gefährlich und still.

Dann die Schritte. Irgendwo in der Dunkelheit klangen sie auf. Hinterließen dumpfe Echos, die im Raum verhallten. Die Person setzte ihre Füße hart auf, und in das Echo hinein erklang ein Schleifen, wenn das eine Bein nachgezogen wurde.

Diese Schrittfolge blieb immer gleich. Als hätte jemand einen Automaten in Bewegung gesetzt. Bis diese Geräusche aufhörten…

Wieder kehrte die Stille zurück und senkte sich bleiern in die Dunkelheit hinein.

Ein Zustand, der nicht lange andauerte, denn die Ruhe wurde unterbrochen.

Diesmal nicht von einem Schritt, es war ein schwerer, seufzender Atemzug, der in sie hineinglitt, allmählich verklang, sich dann wiederholte und dem ein Räuspern folgte.

Irgendwo aus der Dunkelheit erklang eine Stimme. Sehr besorgt im Tonfall, dennoch fragend. »Ist alles in Ordnung, Sir?«

»Ja, William…«

»Das freut mich, Sir. Kann ich dann beginnen? Sind Sie soweit?«

»Sicher.«

Der Frager zeigte sich noch nicht zufrieden. »Sie stehen auch richtig, Sir?«

»William, bitte…« Die Stimme des Sprechers klang ärgerlich und gleichzeitig müde.

»Pardon, Sir.«

Irgendwo in der Dunkelheit erklang ein leises Rascheln und Schleifen. Etwas bewegte sich, erzeugte einen leichten Wind, der die drückende Schwüle durchbrach.

Dann kam die Stille zurück. »Licht, William, Licht…«

»Sofort, Sir!«

Augenblicke später schimmerten kleine Lampen auf.

»Du kannst beginnen, William!«

»Sehr wohl, Sir.«

Im Hintergrund des Raumes, der nach wie vor im Dunkeln lag, erklang ein leises Summen, als der Filmprojektor Saft bekam. Noch ein kurzes Zucken aus Schatten und Licht, dann erschienen die ersten Bilder.

Eine düstere Landschaft wehte über die Leinwand. Sie konnte irgendwo auf der Welt liegen, es gab keinen Fixpunkt, der zur Orientierung hätte dienen können.

Die Landschaft war nicht flach. Sie zeigte Hügel und Täler. Hänge, die mit Wald bewachsen waren, einen grauen Himmel ohne Sterne, dafür tiefhängende Wolken. Sie sahen aus, als wollten sie alles, was sich unter ihnen befand, einpacken.

Ein gewaltiger Schwenk mit der Kamera. Der Rundblick über die einsame Gegend.

Dann die Konzentration auf einen bestimmten Punkt. Es war einer dieser flachen Hügel, die wie Buckel aus dem Gelände ragten. Die meisten Hügel waren nicht bewachsen.

Dieser schon.

Zuerst nicht richtig erkennbar, dann aber besser zu sehen, weil das Zoom-Objektiv eine Nahaufnahme ermöglichte.

Leer war der Hügel nicht.
Drei makabre Gegenstände erhoben sich wie schaurige Warnungen.
Drei Galgen.
Und in den Schlingen schaukelten drei Gehängte!

***

William stoppte den Film. Er wußte, was er zu tun hatte, niemand brauchte ihm etwas zu sagen.

Und er wartete.

Nach wie vor hielt er sich im Dunkeln auf. Wenn er nach vorn schaute, sah er nicht nur die Leinwand, sondern davor auch den Schatten seines Brötchengebers, der sich nicht bewegte, ihm den Rücken zudrehte und auf die Leinwand schaute.

Es gab wohl keinen zweiten Menschen auf der Welt mehr, der sich dieses makabre Bild mit einer derartigen Intensität angeschaut hätte wie Claus von Aragon, aber es war wie ein Zwang, dorthin zu schauen. Er mußte es einfach sehen. Für William grenzte es an Masochismus, sich dies anzutun, aber er sagte nichts, hielt den Mund, denn sein Chef hatte das Sagen, er bezahlte ihn.

Er hörte ihn stöhnen, er sah, wie sich der Rücken des Mannes bewegte. Sein Atem ging schwer.

Dabei drangen pfeifende Geräusche über seine Lippen, und mit jedem Atemzug senkte er den Kopf weiter nach vorn und fiel immer mehr zusammen.

Er quälte sich, es ging ihm nahe, aber er mußte sich den Film immer und immer wieder ansehen. Es glich einem Ritual, und William, der Butler, fragte sich, wann sein Brötchengeber Claus von Aragon endlich den Mut und die Kraft fand, sein Versprechen einzulösen.

Er hatte es immer wieder gesagt, er hatte es versprochen, aber die Zeit floß dahin, und nichts tat sich. Nur immer wieder die leeren Versprechungen und zuvor die Qual, wenn er vor dem Bild stand, jede Einzelheit in sich einsaugte und dabei litt wie ein Hund in der Hitze.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, schien sein Körper an Kraft zu verlieren. William beobachtete sehr besorgt die Reaktionen seines Chefs. So schlimm wie heute war es eigentlich lange nicht mehr gewesen.

Bisher hatten wenige Minuten ausgereicht, um die Qual zu beenden. Darauf lief es auch heute hinaus, aber es war trotzdem anders, denn durch Claus von Aragons Gestalt glitt ein Zittern, und das Stöhnen aus seinem Mund hörte sich schlimm an.

»Sir!« rief William.

Von Aragon antwortete nicht. Er zitterte nicht mehr, es hatte sich verschlimmert, denn jetzt schwankte sein Körper von einer Seite zur anderen. Es fehlte nicht viel, dann würde er sich nicht mehr auf den

Beinen halten können und fallen.

Das wollte der Butler nicht riskieren. Er spürte, daß er seinem Dienstherrn zu Hilfe eilen mußte, und bewegte sich mit raschen Schritten voran. Er lief lautlos, Claus von Aragon sollte erst gar nicht auf die Idee kommen, daß etwas anders lief als eingeplant.

Dann war er da, breitete die Arme aus, wollte von Aragon ansprechen, was er nicht mehr schaffte, denn mit einem leisen Schrei auf den Lippen kippte der Mann zurück.

Der Butler stand hinter ihm. Sehr günstig sogar. Er streckte die Arme vor und fing den Mann auf.

Keuchend, wobei sich die Brust unter den schweren Atemzügen hob und senkte, lag der Mann in seinen Armen. William schaute von oben her in sein Gesicht, das ihm so bleich vorkam wie eine Totenmaske. Die Augen waren weit geöffnet, die Lippen zitterten, und kleine Speichelbläschen erschienen vor dem Mund.

»Was haben Sie, Sir?«

»Weg, William… bring mich weg.«

Der Butler war besorgt und trotzdem zufrieden. Claus von Aragon schien vernünftig zu werden. Er hatte wohl endlich eingesehen, daß es keinen Sinn hatte, sich immer wieder zu quälen. Vielleicht war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo er die schon lange versprochenen Maßnahmen endlich einleiten würde.

Zum Glück war William kräftig genug. Er konnte den Mann auf seine Arme legen. Wie ein Kind trug er ihn aus dem großen Raum. Den Projektor stellte er nicht ab, und so blieb das Bild auf der Leinwand wie ein finsteres Omen zurück.

William brachte Claus von Aragon in dessen Arbeitszimmer, wo er ihn auf einer Couch niederlegte.

Er brachte ihm etwas zu trinken.

Alten Whisky, ohne Eis, aber mit Wasser dazu.

Allmählich erholte sich der Mann. Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. Er trank in langsamen Schlucken, ohne jedoch den guten Whisky richtig genießen zu können.

William stand neben ihm und wartete. Es brannte nur eine Lampe im Zimmer. Ihr Licht floß wie ein weicher Teppich über die beiden so unterschiedlichen Männer hinweg.

»Du erinnerst dich, daß ich dir etwas versprochen habe, William?« Die Stimme klang nicht mehr so matt. Sie hatte wieder an Energie zurückgewonnen.

»Ja, Sir.« William sagte immer Sir, obwohl Claus von Aragon kein Brite, sondern Spanier war.

Aber sie lebten auf der Insel, und William war nun mal Brite.

»Ich werde es halten, William.«

Der Butler besaß eine breite Stirn. Als er sie krauste, bekam sie die

Form eines Waschbretts. »Darf ich das jetzt als endgültig ansehen, Sir?«

Von Aragon lächelte. »Du traust mir nicht, William - oder?«

»Sir, so direkt will ich das nicht sagen. Aber Sie haben schon öfter davon gesprochen.«

Er stellte das Glas weg. »Ich weiß, William, und ich werde dich auch manches Mal enttäuscht haben. Aber diesmal ist es mir ernst. Du kennst unseren Plan noch?«

»Wie könnte ich ihn je vergessen, Sir?«

»Wir werden ihn durchziehen. Und du bist einer der wichtigsten Punkte darin.«

William deutete eine Verbeugung an. »Danke, Sir, ich fühle mich sehr geehrt.«

Claus von Aragon richtete sich auf. Und plötzlich blitzten seine Augen. »Nichts steht ihm mehr im Wege, gar nichts. Ich möchte dich bitten, alles in die Wege zu leiten.«

Wieder deutete der Butler eine Verbeugung an. »Sir, ich werde mein Bestes tun.« Er ging davon, und Claus von Aragon schaute ihm nach. Seine Augen sahen aus, als wären sie mit dunklem Eis gefüllt worden…

***

Es war ein wunderschöner Sommerabend!

Nicht schwül, nicht drückend, nicht durchwebt von zahlreichen Umweltgerüchen, sondern herrlich lau, weich, angereichert von einem leichten Wind, der Kühlung verschaffte, aber trotzdem so mild war, daß die Menschen keine Strickjacken brauchten und den Abend draußen auch im Shirt genießen konnten.

Dann saßen sie oft unter den Bäumen und lauschten den Blättern nach, die der Wind bewegte und gegeneinanderrascheln ließ, so daß ein geheimnisvolles Rauschen erklang, als wollte es Geschichten aus fernen Ländern erzählen, über die der Wind seinen Weg bis nach London hinein gefunden hatte.

Auch ich lauschte dem Rascheln des Blattwerks für die Dauer einer Sekunde nach, als ich aus dem Rover gestiegen war. Dann drückte ich die Wagentür ins Schloß und empfand den dabei entstehenden Laut als ziemlich störend, denn mit einem dumpfen Echo durchbrach er die Stille des Parks, in dem ich angehalten hatte.

Ich stand nicht in völliger Dunkelheit. Außerdem war es noch die späte Dämmerung, aber für einen anderen Termin hatte der Mann, der mich herbestellt hatte, keine Zeit gehabt.

Laternen verbreiteten Licht. Sie waren weiß gestrichen, wirkten auf mich kitschig, aber paßten zu dem weißen Haus, das sich sein Besitzer im Tudorstil hatte bauen lassen. Es war ein Nachbau, aber das störte

in England nicht, wo noch viele Häuser diesen Stil aufwiesen, der sehr verspielt wirkte und zu der heutigen Kleidung der Menschen nicht so passen wollte.

Da stellte man sich immer Bewohner vor, deren Frauen weite Röcke trugen, hochgeschlossene Kleider und eng sitzende Korsetts, ihre Gesichter gepudert und die Haare hochgesteckt hatten oder irgendwelche falschen Zöpfe trugen.

Das Haus gehörte einem Mann, der Claus von Aragon hieß.

Ich kannte ihn, hatte mich aber von seinem Namen nicht beeindruckt gezeigt.

Er war kein Brite, sondern stammte aus Spanien, allerdings lebte er schon lange in London und vertrat sein Land als EG-Gesandter. Angeblich besaß er einen gewissen Einfluß. Das hatte mir mein Chef, Sir James Powell, berichtet, bevor er mir den Auftrag gab, mit diesem Mann zu reden. Auch Sir James hatte nicht gewußt, was Claus von Aragon von mir wollte, jedenfalls hatte der Gesandte ziemlich geheimnisvoll getan und um das Gespräch gebeten, als wäre es so etwas wie ein strenggehütetes Staatsgeheimnis.

Das Haus war mein Ziel. Den Eingang konnte ich einfach nicht übersehen, was nicht nur an der weißen, breiten Treppe lag, auch an den beiden Laternen, die ihr Licht gegen die Tür und die Fassade warfen.

Unter meinen Füßen knirschte der Kies, als ich mich der Treppe näherte. Dieses hier vornehm klingende Geräusch paßte einfach zu der Umgebung, ich hätte mich auch gewundert, wenn es anders gewesen wäre.

Über die breiten Treppenstufen stieg ich hinweg und stand schließlich vor der weißen Tür.

Zwei Flügel besaß sie. Hinzu kam der mit Blattgold bedeckte Knauf.

Schnitzereien lockerten die glatte Holzfläche auf. Sie zeigten Figuren, die ich nicht identifizieren konnte.

Es war ein Haus, in dem ich mich nicht wohl gefühlt hätte, weil es mir einfach zu bombastisch war und gleichzeitig zu verkitscht oder verspielt mit seinen kleinen Türmchen an den Ecken und den zu zahlreichen Dachgauben.

Ich suchte nach einer Klingel. Sie zu finden, war nicht nötig, weil meine Ankunft bemerkt worden war, denn ein Butler öffnete die Tür genau in dem Rhythmus, der als vornehm angesehen werden mußte. Auch ich, der ich darauf nicht vorbereitet gewesen war, konnte davon weder überrascht noch erschreckt werden.

Spanisch kam mir der Butler nicht vor, sondern englisch. Er trug tatsächlich eine gestreifte Weste und eine schwarze Hose. Das Hemd war blütenweiß und sah frisch gebügelt aus. Seine Haare waren sehr dünn und quer über den Kopf gekämmt worden. Die Koteletten waren

ziemlich lang, ihre Enden erreichten beinahe die Ohrläppchen. Seine Augenbrauen schienen sich durch das Hochziehen verändert zu haben, mir kamen sie vor, als wären sie nach oben gewachsen. Der fragende, etwas hochnäsig wirkende Ausdruck war deshalb fest in seinem Gesicht programmiert.

Ich gab mich trotzdem lässig. Eine Hand behielt ich in der Hosentasche, mit der anderen vollführte ich eine winkende Bewegung. »Mein Name ist Sinclair. Ich bin angemeldet.«

»Ja, Sir, ich weiß. Darf ich dann Ihren Ausweis sehen? Nicht, daß ich Ihnen nicht trauen dürfte, es dient allein unser aller Sicherheit, wenn Sie verstehen.«

Ich verstand zwar nicht, aber es war mir auch egal. Der Butler bekam den Ausweis zu sehen, reichte ihn mir zurück, trat dabei einen Schritt nach hinten und gleichzeitig zur Seite, so daß er mir den Weg ins Haus freigeben konnte.

»Bitte, Mr. Sinclair, kommen Sie herein.«

Ich ging hinein und fand mich in einer Halle wieder, die wie geleckt aussah.

Da bewegte sich kein Staubkörnchen im Licht, und der Boden war so sauber wie ein frisch gespülter Teller. Er bestand aus wertvollem Parkett, und die Möbel in der Halle hätten eher in ein Museum gepaßt. Sie sahen so aus, als dürfe man sie weder berühren, noch sich auf ihnen setzen, und ich hatte das Gefühl, auf Zehenspitzen gehen zu müssen, als mich der Butler quer durch die Halle auf eine Doppeltür zuführte.

Ich ging trotzdem nicht auf Zehenspitzen und trat auch lauter auf, als der vor mir gehende ›Pinguin‹. Mir war es egal, ob meine Sohlen Flecke hinterließen, ich hatte mich schließlich nicht selbst eingeladen.

Er öffnete mir den rechten Flügel, führte mich durch einen weiteren Raum, der allerdings kleiner war als die Halle, dann in einen Flur hinein, und später veränderte sich die Szenerie, da sah sie ziemlich normal aus, denn es war nichts Museumshaftes mehr zu sehen.

Der Butler bemerkte meinen erstaunten Blick und setzte zu einer Erklärung an. »Wir befinden uns hier in einem Anbau, Sir. Er ist viel später hinzugekommen.«

»Ah, so ist das.«

Der Butler blieb stehen und zupfte an seiner komischen Weste. »Hier wird Sie Mr. von Aragon auch empfangen.«

»Sehr schön.«

»Kommen Sie.«

Er drehte sich um und schritt auf eine Tür zu, die so gar nichts Tudorhaftes mehr an sich hatte, sondern aus, einem glatten, braunen Holz bestand und eine schlichte Klinke zeigte.

Der Gang, in dem wir standen, war so kahl, daß ich beinahe schon

fröstelte. Er hielt keinen Vergleich mit den übrigen Räumen stand. Aber später, als mir der Butler die Tür geöffnet hatte, wurde ich noch mehr überrascht.

Vor mir sah ich einen Raum, den ich trotz der Veränderung des Anbaus nicht erwartet hätte..

Es war ein kleiner Kinosaal.

Fünf Reihen, in einer Reihe jeweils zehn Sitze, eine Leinwand der Tür gegenüber, und der moderne Projektor stand auf einem Gestell. Schon beim Öffnen der Tür hatte sich ein Mann erhoben, der sich jetzt umdrehte, seine weißen Manschetten unter den Ärmeln des beinahe schwarzen Anzugs zurechtzupfte und auf mich einen aristokratischen Eindruck machte, wobei ich nicht wußte, ob nicht auch etwas Überheblichkeit oder Blasiertheit im Spiel war.

Ein spanischer Grande, so schoß es mir durch den Kopf, als der Mann auf mich zukam.

Hochgewachsen, altersmäßig zwischen fünfzig und sechzig, graues dichtes Haar, an den Schläfen leicht gelichtet, scharfe Gesichtszüge, beinahe schon asketisch, und dunkle, sehr dunkle Augen, die mich an tiefe Teiche erinnerten, als sie mich musterten.

Alles saß bei ihm korrekt. Da kam ich mir mit meinem dünnen, lachsfarbenen Sommerjackett, der weißen Hose und dem schwarzen Waschseidenhemd ohne Krawatte ziemlich popelig vor.

Der Butler tat seine Pflicht und stellte uns vor.

»Danke, William, Sie können Ihren Platz einnehmen.«

»Sehr wohl, Sir.«

Claus von Aragon reichte mir die Hand. Sehr schmal, mit gebräunter Haut, aber sehr kräftig. »Ich freue mich, daß Sie trotz dieser späten Stunde den Weg zu mir gefunden haben, Mr. Sinclair.«

»Ein anderer Termin war ja nicht möglich.«

»Da sagen Sie etwas.« Er drehte sich halb und deutete auf die erste Reihe. »Ich würde vorschlagen, Mr. Sinclair, daß wir uns dorthin setzen.«

»Gut. Wollen Sie mir einen Film zeigen?«

»In der Tat, Mr. Sinclair. Aber keine Angst, er wird nicht sehr lange dauern. Anschließend können wir darüber reden.«

»Gut, Sie sind der Chef.«

Während ich auf die erste Reihe zuging, dachte ich über den Mann nach. Soviel ich erfahren hatte, war er nicht nur Gesandter seines Landes, er gehörte auch zu den Menschen, die schon von Geburt an reich gewesen waren. Seine Vorfahren hatten das Vermögen gemacht und er - nebenbei noch in der Touristikbranche tätig - war dabei, es zu vermehren.

Die Stühle waren dick gepolstert. Logenplätze in den neuesten Kinos hätten nicht besser sein können. »Wenn Sie etwas trinken möchten,

Mr. Sinclair, wird William Ihnen gern ein Getränk bringen.«

Ich dachte an den langen Weg, den der Butler hätte zurücklegen müssen, und lehnte mit höflichen Worten ab.

»Gut, dann werden wir uns später unterhalten.« Er zupfte seine Bügelfalte zurecht, hob einen Arm an und gab seinem Butler somit ein Zeichen.

Es war wie im richtigen Kino, denn ebenso sacht und langsam verlöschte das Licht.

Dunkelheit lullte mich ein. Sie war so dicht, daß ich beinahe erschreckte. Daß der spanische Grande neben mir saß, konnte ich riechen. Sein Rasierwasser oder Parfüm duftete mir entgegen. Nicht mein Geschmack.

Hinter mir erklang ein leises Summen, dann durchbrach der Lichtstrahl die Finsternis, auf der Leinwand erschienen Zahlen, und sehr bald begann der Film.

Claus von Aragon flüsterte mir etwas zu. »Es ist ein ungewöhnlicher Film, Mr. Sinclair, und gleichzeitig ein dokumentarischer. Sie sollten ihn sich gut ansehen, er zeigt auch ein Stück meiner Heimat, es ist die Costa de la Luz.«

»Spanien, nehme ich an.«

»Sicher.«

»Und wo, bitte.«

Ich hörte ihn leise lachen. »Das fragen mich die meisten. Nicht dort, wo sich die Touristen zu Tausenden hin verirren. Nein, meine Heimat ist noch echt. Es ist der südwestliche Teil Spaniens, praktisch das Land zwischen Portugal und Gibraltar, wo ja noch immer Ihre Landsleute zu finden sind«, erklärte er mit einem harten Unterton in der Stimme.

Ich nahm die Tatsache locker und gab meinen Senf hinzu. »Aber auch die Affen.«

»Sicher.« Er bewegte die Lippen, ein Lächeln wollte es nicht werden, und er setzte sich im nächsten Moment steifer hin, wahrscheinlich deshalb, weil auf der Leinwand seine Heimat erschien.

Ein herrliches Stück Land, eine wunderschöne Küste, ein noch schöneres Meer, aber der Film wanderte sehr bald weiter hinein in das Landesinnere, wo ich auch harte, von der Sonne durchglühte Berge sah, auf denen kaum etwas Grünes wuchs. Die meisten Hänge waren langgezogen, ziemlich flach und kahl. Der Boden zeigte Brauntöne der unterschiedlichsten Farbnuancen. Und dennoch hatte diese Umgebung ihren Reiz. Die Weite des Hochlandes zog auch mich in ihren Bann.

Eine herrliche Landschaft, um Urlaub zu machen, ein Himmel, einfach grenzenlos und von einer sanften Bläue, die den Betrachter nicht unbeeindruckt lassen konnte.

»Nun, Mr. Sinclair, wie gefällt Ihnen meine Heimat?«

»Sie ist wunderbar.«

»Ja, das sehe ich auch so.«

Ich wußte noch immer nicht, was er von mir wollte, hielt meine Neugierde jedoch im Zaum und stellte keine Frage. Er würde schon von allein darauf zu sprechen kommen.

Neben mir streckte der Mann die Beine aus. Sein Gesicht wirkte im bleichen Licht wie das eines Toten. Es besaß auch ein sehr hartes Profil, das so wirkte, als wäre sein Gesicht aus Glas gearbeitet worden.

»Geben Sie acht, Mr. Sinclair, es wird nicht mehr lange dauern, dann erscheint das Wesentliche.«

»Können Sie mir keinen Tip geben?«

»Nein«, erwiderte er, ohne mich anzuschauen. »Sie sind ein Mensch, der nicht so leicht aus der Bahn zu werfen ist. Sie werden es sehen und sich auch nicht so schockiert zeigen.«

»Gut.« Ich war über die Reaktion ein wenig befremdet, hielt mich aber mit meinen Kommentaren zurück.

Die Weite der Landschaft verschwand. Die Kamera schwenkte nicht mehr über sie hinweg.

Statt dessen rückten Nahaufnahmen ins Bild. Es sah so aus, als würde etwas aus den Bergen hervorgeholt, ein bestimmter Punkt, der nicht allzu weit von der Küste entfernt war, denn die schaumigen Brandungsstreifen konnte ich noch erkennen.

Und auch die höheren, schmalen Gegenstände auf den flachen Felsen.

Neben mir atmete Claus von Aragon schwer aus. Er legte seine Hände gegeneinander.

Ich konzentrierte mich wieder auf das Geschehen. Die ungewöhnlichen Gegenstände rückten jetzt näher ins Bild, und plötzlich spürte ich im Nacken ein Ziehen.

Ich hatte das Bild erkannt. Wollte es kaum glauben. Das war beinahe unmöglich.

Die Nahaufnahme!

Sie erfaßte die drei Gegenstände. Ich sah sie deutlich wie nie. Es waren drei Galgen.

Und in den Schlingen schaukelten Gehängte!

***

»Halten Sie den Film genau hier an, William!« Die Stimme des Spaniers klang wie aus weiter Ferne an meine Ohren. Sie durchbrach auch den Schauder, der auf meiner Haut lag, und ich merkte, wie aus zahlreichen Poren der Schweiß drang.

Mit einer derartigen Eröffnung hatte ich nicht gerechnet. Als ich wieder normal denken konnte, stieß ich laut und zischend den Atem aus, was den Mann neben mir veranlaßte, sich zu räuspern.

Ansonsten gab er keinen Kommentar ab.

Ich holte tief Luft, strich über meine Stirn und hörte mich mit einer fremd klingenden Stimme fragen: »Ist es das, was ich sehen sollte, Señor von Aragon?« Komischerweise dachte ich über das von nach, das eigentlich *de* hätte heißen müssen. Warum er sich so nannte, wußte ich auch nicht, konnte wohl an seinen Ahnen liegen.

»Das ist es.«

»Und die drei sind tot?«

»So sehen sie aus.«

»Aber…«

»Ich bin mir nicht mehr sicher, denn auf meinem Land sind Verbrechen passiert, mit denen ich nicht klarkomme. Ich nehme an, daß sie von den Gehängten begangen wurden.«

Um ihn nicht zu provozieren, verschluckte ich ein Lachen.

»Da sind Sie absolut…«

»Ich will, daß Sie mir die hundertprozentige Sicherheit bringen, Mr. Sinclair.«

»Worauf haben Sie sich bisher verlassen?«

»Es gibt Zeugen.«

»Ach ja?«

»Landarbeiter, meine Angestellten. Sie haben die drei in der Nacht gesehen.«

»Und auf den Verdacht hin, der mehr als vage ist, soll ich nach Spanien reisen.«

»Sie werden bis Malaga fliegen und dort einen Wagen bekommen. Es ist alles organisiert.«

Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich haßte es, wenn man über meinen Kopf hinweg und ohne mein Einverständnis so über mich bestimmte. Das war mit mir nicht zu machen.

Ich nahm mir die Zeit, um nach Gegenargumenten zu suchen, ließ aber gleichzeitig die drei Gestalten nicht aus den Augen und schaute sie mir genauer an.

Es waren Typen, wie ich sie im tiefsten Spanien und besonders nicht auf einem großen Landgut vermutet hätte.

Am linken Galgen hing jemand, der aussah wie ein Punk. Er trug schwarze Lederkleidung und unter seiner Jacke, die offenstand, kein Hemd oder T-Shirt. Bis auf ein Büschel in der Schädelmitte, das zudem hellrot eingefärbt war, hatte er sich eine Glatze rasieren lassen. Das Gesicht zeigte den Ausdruck eines alten Menschen. Möglicherweise lag es auch an der Leichenstarre, und zwischen seinen Lippen hing die Zunge wie ein grauer Klumpen hervor. Der Hanf der Schlinge spannte sich um seinen Hals wie ein Drahtseil: In der Mitte der Galgenreihe hing ein Zwerg, ein Liliputaner. Jedenfalls kam er mir so vor, denn dieser Mann war wesentlich kleiner als die beiden anderen. Sein Haar war so hell wie Stroh, es wuchs sehr dicht auf seinem Schädel, und

darunter zeichnete sich ein sehr altes Gesicht ab. Grau, faltig, mit Zügen, die auch einem Achtzigjährigen gehören konnten. Er war mit einem roten Pullover bekleidet, hatte die Beine seltsamerweise angezogen und trug eine Hose, dessen Stoff sich verschoben hatte und aussah wie eine Ziehharmonika.

Der letzte in der Reihe war ein Soldat. Man hatte ihm keine Galauniform angezogen, sondern den grünen Drillich, den der Soldat beim Gefecht trug. Auch sein Haar war blond. Das Gesicht wirkte wie ein Holzklotz, an dem ein Schnitzerlehrling geübt hatte.

Claus von Aragon hatte mir Zeit gelassen, das Bild zu betrachten. Als er sich bewegte, holte er aus der Innentasche seines eleganten Jacketts ein Tuch hervor und tupfte mit dem seidigen Stoff über seine Stirn, um die Schweißtropfen zu entfernen.

Dann erst stellte er mir eine Frage. »Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

»Was soll ich sagen? Es ist makaber genug.«

»Das stimmt.«

»Darf ich fragen, wer diese drei Toten sind?«

Claus von Aragon holte tief Luft. »Ich würde sie als Eindringlinge bezeichnen, Mr. Sinclair. Sie sind zu mir gekommen und haben meine Männer getötet.«

»Einfach so?« fragte ich ungläubig.

»Ja!«

Trotz der schnell gegebenen Antwort wollte ich ihm nicht glauben. Nein, der sagte mir nicht die Wahrheit, dieser Mensch verschwieg mir zuviel, das wußte ich einfach. Aber ich hielt mich zurück und stellte keine Zwischenfragen in diesbezüglicher Richtung.

»Wie sind sie an den Galgen gekommen?« wollte ich wissen.

Der Spanier hob die Schultern. »Meine Männer haben sie gefangen. Auf meinem Land herrscht mein Recht, Mr. Sinclair. Ich konnte es nicht verhindern, daß sie die Personen aufhängten, anstatt sie der Polizei zu übergeben.«

Jetzt mußte ich lachen, auch wenn die Lage sehr ernst war. »Sorry, aber das will nicht in meinen Kopf. Wieso haben Sie es zugelassen, daß diese grausame Selbstjustiz begangen wurde? Das ist Unrecht, auch wenn die Männer Schuld auf sich geladen haben. Man kann ein Unrecht nicht mit einem anderen begleichen.«

»So denken Sie.«

»Und das ist auch richtig.«

»Nicht auf meinem Land, nicht bei meinen Leuten. Ich will Ihnen was sagen, Mr. Sinclair. Dort herrschen noch andere Gesetze. Das ist das Spanien, in das sich so gut wie kein Tourist verirrt. Das echte Spanien, wo die Menschen noch ihren Stolz bewahrt haben. Verstehen Sie mich?«

Ich verstand ihn nicht, ich wollte ihn auch nicht verstehen, und ich legte das Thema vorerst zu den Akten. Dafür stellte ich eine andere Frage. »Und jetzt glauben Sie, daß die drei Toten die Schlingen verlassen haben und weitermorden?«

»Das glaube ich nicht nur, das ist so.«

»Tote, die morden?«

Er schüttelte den Kopf. »Es sind keine echten Toten, es sind lebende Leichen, Mr. Sinclair. Es sind Zombies, und dafür sind *Sie* zuständig.«

»Warum nicht Ihre Leute? Es ist doch einfach. Wenn die Gehängten tatsächlich Zombies sind, brauchen Sie nur hinzugehen und sie abzuschneiden. Sie können ihnen dann, das hört sich jetzt schlimm an, die Schädel abschlagen, und alles ist vorbei. Weshalb dieser Umweg über mich, Señor?«

»Meine Leute haben Angst.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Und glauben Sie nicht, daß sie es nicht schon versucht haben. Aber da war etwas, das sie davon abhielt. Eine andere Kraft, die hinter den lebenden Leichen steht.«

»Gab es Tote?«

»Ich verlor zwei Leute.«

Ich breitete die Arme aus und brachte sie wieder zusammen. Es klatschte, als sich die Hände berührten. »Okay, das akzeptiere ich. Aber welche Kraft kann es gewesen sein?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Das«, erklärte ich mit scharfer Stimme, »können Sie mir nicht einreden. Es muß einen Grund gegeben haben.«

»Ich wüßte keinen.«

»Haben Sie Feinde, Señor?«

»Wer hat die nicht?« Seine Antwort klang mir zu allgemein und war zu verbal.

»Bestimmte, meine ich?«

Er hob die Schultern. »Was nutzt es, wenn ich Ihnen Namen nenne? Ich weiß, daß Sie der einzige sind, der diesen Fall lösen kann. Sie und kein anderer.«

»Und Sie meinen, daß ich jetzt runterfahren soll?«

»Ja!«

Seine Bestimmtheit erschreckte mich. Ich sah gar nicht ein, daß ich für diesen Mann den Privaträcher spielen sollte. Nach einem dienstlichen Auftrag sah das wirklich nicht aus, auch wenn Sir Powell den Besuch hier abgesegnet hatte.

Er sprach weiter. Jedes seiner Worte klang laut, er peitschte sie aus seinem schmallippigen Mund.

»Sie sind derjenige, der das Grauen stoppen kann. Sie werden sich dieser Zombies annehmen und sie vernichten. Ich habe Sie

ausgewählt, und denken Sie nur nicht, daß Sie ablehnen können, Mr. Sinclair.«

Obwohl mir der Ton nicht gefiel, blieb ich gelassen. »Sorry, aber da komme ich nicht mit. Ich bin es einfach nicht gewohnt, für jemand den Privaträcher zu spielen. Da kann ich auch bei Ihnen keine Ausnahme machen, Señor.«

Er ballte die rechte Hand zur Faust. »Es ist nicht privat, Sinclair. Es geht auch die Allgemeinheit an. Warum sind Sie so stur? Weshalb sehen Sie das nicht ein?«

Ich drehte mich nach links zu ihm hin. »Ich lasse mich nicht vor Ihren Karren spannen, Señor von Aragon. Ich habe einen Job zu erledigen, eine Aufgabe, ja, das stimmt. Aber ich werde den Teufel tun und Sie unterstützen. Schalten Sie die Polizei Ihres Landes ein. Und wenn die nicht weiterkommt, dann erst kann ich auf dem Dienstweg gebeten werden einzugreifen.«

»Sie werden für mich arbeiten, Sinclair!«

»Und das meinen Sie in allem Ernst?«

»So ist es, Mr. Sinclair.«

Ich holte tief Luft. »Gut, Señor, wenn Sie es ernst meinen, dann hören Sie meine ernste Antwort. Ich werde jetzt aufstehen, diesen Raum verlassen und mich mit der spanischen Polizei in Verbindung setzen. Aber ich werde nicht als Einzelgänger in Ihr Land fahren und den großen Westernhelden spielen, der abrechnet. Gesetzt den Fall, es stimmt alles, was Sie mir gesagt haben, dann muß es einen Grund geben, daß gerade Sie ausgesucht wurden. Dann haben Sie möglicherweise etwas getan, das anderen Mächten nicht gefallen hat. Ich nehme es nur an, aber ich kann mir vorstellen, daß es so ist.«

Sein Gesicht war noch bleicher geworden. Ich ging davon aus, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Hinter diesem Fall steckte mehr, als der Spanier hatte zugeben wollen. Ich merkte, daß er einen innerlichen Kampf durchfocht, er rutschte auf seiner Sitzfläche unruhig hin und her, er schnaufte, er schwitzte, und dann drang mir seine Antwort entgegen, als er den Kopf drehte.

»So etwas hat man mir noch nie gesagt. Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben!«

»0 doch, das weiß ich!«

»Dann würden Sie anders handeln. Ich bin eine Macht. Und nicht nur in meiner Heimat.«

»Stimmt, Seiior.« Ich nickte. »Mir ist bekannt, daß Sie diplomatischen Schutz genießen, aber auch der berechtigt Sie nicht, sich zum Richter aufzuspielen. Auch Sie sind ein Mensch, der sich an die Gesetze halten muß. Egal, ob Sie Ihnen passen oder nicht. Noch einmal: Ich lasse mich nicht vor Ihren Karren spannen.«

Er sagte nichts. Er schaute nur. Seine Augen waren dunkel, schlecht

zu erkennen, aber ich glaubte, in ihnen sogar einen bedauernden und irgendwie traurigen Ausdruck zu sehen. Seine Stimme aber klang anders, »Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, Mr. Sinclair, das führe ich auch durch. Daran kann mich niemand hindern. So habe ich es immer gehalten, so werde ich es halten.«

Es war mir einfach zu dumm, mit diesem eingebildeten Fatzke noch zu diskutieren. Das noch an einem lauen Sommerabend wie diesem hier. Da wußte ich meine Zeit besser zu nutzen.

Ich wollte aufstehen.

Hoch kam ich nicht denn ich spürte im Nacken einen wohlbekannten, kalten Druck und hörte auch die Stimme des Butlers. »Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht bewegen, Sinclair…«

***

Verdammt, an den hatte ich nicht gedacht!

Ich blieb sitzen, holte tief Luft, und neben mir deutete Claus von Aragon ein Nicken an.

»Sehr gut gemacht, William.«

»Danke, Sir.«

Der Spanier erhob sich. Er bewegte dabei seine Schultern, räusperte sich und zerrte seine Manschetten wieder unter den Ärmeln hervor, damit sie die richtige Länge hatten. Hochnäsig schaute er auf mich nieder, während ich das Gefühl hatte, allmählich zu vereisen, mich aber wieder fangen konnte und sogar in der Lage war, eine Frage zu stellen.

»Wollen Sie mich ernsthaft erschießen? Einen Scotland-Yard-Beamten töten? Wollen Sie das?«

Er runzelte die Stirn. »Es würde mir nicht einmal etwas ausmachen! Da ich Sie noch brauche, werde ich darauf verzichten.«

»Wie großzügig von Ihnen«, spottete ich.

»Ja, manchmal kann ich nicht über meinen Schatten springen, Mr. Sinclair.«

»Schön und weiter.«

»Ich gehöre zu den Menschen, die auf alles gefaßt sind, und habe dementsprechende Maßnahmen getroffen. Sie werden morgen schon in meinem Land sein.« Er deutete auf die Leinwand. »Was sie bisher nur im Film gesehen haben, werden Sie in natura erleben. Das kann ich Ihnen versichern, Mr. Sinclair.«

»Und Sie denken, ich mache da mit?«

Er lächelte mokant. »Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben, Mr. Sinclair. Ich glaube noch immer daran, daß Sie meine Möglichkeiten unterschätzen. Sie haben hier nicht irgend jemand vor sich, irgendeinen Popanz, der nach Ihrer Pfeife tanzt. Das sollten Sie sich ganz schnell abschminken. Ich bin es gewohnt, meine Pläne

durchzusetzen, auch bei Ihnen, Mr. Sinclair.«

»Da Sie mich nicht töten und laufenlassen wollen«, zählte ich auf, »bleibt nur die eine Möglichkeit. Sie werden mich entführen, hier wegbringen lassen.«

»Sehr richtig.« Wieder lächelte er und bewegte dabei die Finger der rechten Hand.

Daß dies ein Zeichen für den hinter mir stehenden Butler war, merkte ich erst, als der Druck der Mündung aus meinem Nacken verschwand.

Ich ahnte, was kam, und warf mich zur Seite.

Der Hieb erwischte mich trotzdem. Ein Kamm mit glühenden Eisenzinken rutschte an meiner rechten Kopfseite entlang, erwischte auch das Ohr, das sich bald anfühlte, als wäre es abgerissen worden. Ich wurde nicht bewußtlos, hörte den Butler fluchen, wollte meine Beretta ziehen, aber ich war zu langsam. Der erste Treffer hatte mir einen Teil meiner Reflexe genommen.

Dann erwischte mich der zweite Hieb am Hinterkopf. In meinem Kopf sprühte etwas auf. Ich wußte nicht, was es war. Aber die Leinwand mit dem makabren Bild fiel plötzlich wie eine gewaltige Mauer auf mich zu. Ich hatte das Gefühl, von ihr getroffen und zerdrückt zu werden. Bevor mich die schwarzen Wellen der Bewußtlosigkeit umfingen, nahm ich als letzten Eindruck noch das Bild der drei in den Schlingen hängenden Toten mit, deren Gesichter mich höhnisch anzugrinsen schienen, als würden sie sich darauf freuen, mir in Spanien zu begegnen.

Dann war auch dieses Bild verschwunden…

***

Claus von Aragon war sehr zufrieden, was er seinem Butler auch sagte. »Gut gemacht, mein Lieber. Das hast du ausgezeichnet gemacht. Ich bin sicher, daß ich mich auf dich auch in Zukunft verlassen kann. Und das freut mich.«

Der Butler lächelte kühl. Er schaute auf den Körper des Geisterjägers, der im Kinositz nach vorn gesunken war, das Gleichgewicht verloren hatte und auf dem Boden lag.

»Schau ihn dir an, William.«

»Sehr wohl, Sir.« Der Butler untersuchte den leblosen Körper, brummte einige Male zufrieden vor sich hin, erhob sich wieder und nickte seinem Brötchengeber zu. »Ich schätze, daß wir jetzt Teil zwei unseres Planes in Angriff nehmen können.«

»Der Wagen steht bereit?«

»Wie auch der Lear Jet.«

»Sind die Männer am Flughafen geschmiert worden?«

»Es ist alles zu Ihrer Zufriedenheit, Sir.«

»Dann weg mit ihm.«
Der Spanier kümmerte sich nicht um den leblosen Geisterjäger, das überließ er seinem Butler, der kräftig genug war und zudem auch eine Kampfsportausbildung genossen hatte. Von Aragon dachte mehr über die nachfolgenden Probleme nach. Er brauchte diesen Sinclair. Nur er konnte ihn vom Fluch befreien. Und wenn die drei Zombies erledigt waren, würde Sinclair ebenfalls nicht mehr lange leben. Er sollte nichts verraten. Was seine Dienststelle anging, so hatte sich Aragon schon einiges an Erklärungen zurechtgelegt. Der Rover würde verschwinden, denn nichts sollte mehr darauf hinweisen, daß Sinclair ihn besucht hatte. Er war eben nicht angekommen - fertig.
Claus von Aragon verließ den Raum. Er schaltete den Apparat ab und traf seinen Butler in der großen Garage, die auch einen Zugang zum Haus hatte.
Der dunkle Mercedes-Kombi stand bereit. Von Sinclair war nichts mehr zu sehen. William hatte gut und richtig gehandelt. Als der Spanier einen Blick in den Fond warf, sah er dort die Decke liegen, die ein ungewöhnliches Wellenmuster aufwies, unter dem sich der Körper des Mannes schwach abzeichnete.
Der Butler lächelte. Er hatte bereits die Fahrertür geöffnet und wollte einsteigen.
»Noch Fragen, Sir?«
»Nein. Es war gut.«
»Dann werde ich vorgehen, wie beschlossen.«
»Das hoffe ich, William.«
»In zwei Stunden bin ich zurück, und Sinclair wird dann in der Luft sein. Die Sondergenehmigung habe ich dabei. Wir können in der Nacht starten.«
»Wo lädst du ihn um?«
»Am Airport.« William grinste. »Er ist eben ein besonderes Diplomatengepäck. Außerdem bekommt er noch eine Spritze. Und wenn er aufwacht, wird er den Sonnenaufgang sicherlich noch mitbekommen. Viele würden ihn dann um seine Lage beneiden.«
»Das denke ich.«
William stieg ein. Per Fernbedienung öffnete er das Garagentor, damit er freie Fahrt hatte.
Der Motor des Mercedes lief sehr leise. Er war so gut wie nicht zu hören, und das Abrollgeräusch der Reifen klang wie ein leises Summen. Mit unbewegtem Gesicht schaute Claus von Aragon dem davonfahrenden Wagen nach.
Er war zufrieden, sehr zufrieden sogar, deshalb wollte er sich einen Sherry genehmigen.
Mittlerweile hatte sein Butler bereits das Ende des parkähnlichen Grundstücks erreicht. Auch das große Tor aus Schmiedeeisen reagierte

auf die Fernbedienung.

Alles war hier perfekt.

Und alles würde auch perfekt so weiterlaufen. Es hatte noch nie Ärger gegeben, was William sehr gefiel. Auf einen Mann wie Claus von Aragon konnte man sich eben verlassen. Man mußte nur tun, was er wollte. Wenn nicht, dann machte man am besten sein Testament, denn die Beziehungen des Spaniers reichten bis in die gefährlichsten Kreise hinein…

***

Etwas pfiff leise an mir vorbei.

Immer und immer wieder. Zuerst leise, dann lauter werdend und schließlich, als es mich erreicht hatte, verursachte es in meinem Kopf einen bösen Schmerz, den ich kaum ertragen konnte und der mich irgendwann aus meinem Zustand der Lethargie brutal hervorriß.

Ich öffnete die Augen.

Ich sah nichts, aber ich fühlte etwas, denn unter mir war der Boden weich, nachgiebig. Ich spürte etwas an meinen Fingern, das ebenfalls sehr nachgiebig war und anfing zu rieseln, wobei es noch gewisse Geräusche abgab, als würden dünne Regentropfen auf einen Untergrund fallen.

Ich wußte nicht, was es war. Mir kam nur in den Sinn, daß ich diese Geräusche als normal ansehen mußte, obwohl ich sie nicht einordnen konnte, weil ich noch nicht richtig erwacht war.

Verdammt, wo war ich?

Ich hatte keine Ahnung. Ich wußte nur, daß man mich in der letzten Zeit weggeschafft hatte.

Aber wohin?

Mein Ohr brannte, als wäre es mit Säure begossen worden. Der Hals war taub, er schien überhaupt nicht mehr da zu sein, so daß mein Kopf direkt auf der Schulter saß. Hinzu kamen die harten, stechenden Schmerzen hinter meiner Stirn. Sie blieben zwar gleich, waren aber trotzdem verschieden, denn die schossen wie silbrige Blitze durch meinen Kopf und vollführten dort einen harten Tanz, als wollten sie alle kleinen Höllentore öffnen, um die Peiniger herauszulassen, damit sie in meinem Kopf eine neue Heimat fanden.

Schlafen, dachte ich! Nur lange schlafen, und so schnell wie möglich vergessen. Nur nicht aufstehen, die Schmerzen einfach ignorieren. Vielleicht waren sie nach dem Schlaf verschwunden.

Aber das war mir nicht möglich. Irgendwo in meinem Hirn befand sich ein Motor, der angestellt worden war, der mir sagte, daß es keinen Sinn hatte liegenzubleiben, daß ich mich erheben mußte, und ich spürte zudem auf dem Rücken eine ungewöhnliche Wärme, als würden Sonnenstrahlen durch ein Brennglas fallen und sich dabei auf

eine bestimmte Stelle meines rückseitigen Körpers konzentrieren. Es war ungewöhnlich, und der Motor in meinem Innern lief auch weiterhin auf vollen Touren. Er sorgte dafür, daß ich den anderen Zustand überwand, mich ein wenig zur Seite drehte und dabei wieder das ungewöhnliche Rieseln hörte. Ein Geräusch, von dem ich nicht wußte, wo ich es hinstecken sollte.

Die Bewegung, auch wenn sie noch so langsam war, tat mir nicht gut, denn Schmerz war wie ein böses Tier, das einfach zubiß, als wollte es meinen Kopf zerquetschen.

In meiner unmittelbaren Umgebung stöhnte jemand. Es dauerte eine Weile, bis ich herausgefunden hatte, daß ich es war, der dieses Geräusch abgegeben hatte.

Verdammt auch.

Auf dem Bauch hatte ich gelegen, durch das vorsichtige Herumrollen lag ich jetzt auf der Seite, hielt die Augen offen und sah in meiner unmittelbaren Nähe eine ungewöhnliche Dünenlandschaft, die sich so weit hinzog, wie das Auge reichte.

Lag ich in den Bergen?

Aber dort rauschte es nicht so stark und gleichmäßig. Das war nicht der Wind, der dieses Geräusch verursachte, das mußte einfach etwas anderes sein, und für meinen Geschmack hörte es sich so gefährlich an, daß es mich schon alarmierte.

Es hatte keinen Sinn, hier an einem unbekannten Ort liegen zu bleiben. Ich mußte aufstehen und mich umsehen. Zudem fiel mir ein, daß mir so etwas nicht zum erstenmal passiert war. Wenn ich zurückdachte, erinnerte ich mich daran, daß ich schon des öfteren auf diese Art und Weise erwacht war, wenn, dann aber unter noch schlechteren Bedingungen, denn ich war nicht gefesselt.

Ein großer Vorteil.

So bewegte ich meine Arme wie ein Schwimmer durch die weiche Masse unter dem Körper und stellte fest, als ich abermals das Rieseln hörte, wo ich lag.

Vor mir breitete sich keine Hügellandschaft aus, und wenn, dann nur im Kleinen.

Ich lag an einem Strand, der naturbelassen war. Deshalb diese Höhen und Tiefen.

Meine Arme waren ausgestreckt. Der feine Sand war, mir über die Finger und den Handrücken gerieselt, so daß die Hände im hellen Sand verschwunden waren.

Ich zog sie daraus hervor. Da ich gerade dabei war, winkelte ich die Arme auch an und versuchte, mich in die Höhe zu stemmen, weil ich wenigstens sitzen wollte.

Noch immer brannte etwas auf meinem Rücken, aber der Fleck war gewandert, weil ich eine andere Haltung eingenommen hatte. Ich

spürte die Hitze jetzt auf dem Nacken. Und nun merkte ich auch, daß er noch vorhanden war.

Kniend blieb ich.

Ich atmete durch.

Sehr tief und sehr lang, denn nur so konnte ich meine Übelkeit unterdrücken. Ich besaß leider eine gewisse Routine darin, was das langsame Erwachen anging, schaute zu Boden und sah auch unter mir den Sand.

Und der wollte mir nicht aus dem Kopf.

Wieso eigentlich Sand? Ich erinnerte mich schwach daran, daß ich in London in einem Haus gewesen war und dort jemand besucht hatte. Der Name fiel mir momentan nicht ein, doch ich erinnerte mich daran, einen Film gesehen zu haben.

Einen Streifen, der viel Landschaft, verbunden mit einem Strand, gezeigt hatte. Nicht in England, sondern im Süden Europas, im Sonnenland Spanien. Dann waren da noch die drei Gehängten gewesen. Drei starre Leiber, die in den Schlingen baumelten, aber angeblich nicht tot waren, sondern Zombies sein sollten, lebende Tote. Und mir war gesagt worden, daß ich das Galgen-Trio finden sollte.

Verrückt…

Claus von Aragon!

Plötzlich fiel mir der Name wieder ein, und da erinnerte ich mich auch an den Butler, der mich auf so schäbige Art und Weise reingelegt hatte. Er hatte mir die Mündung einer Pistole in den Nacken gedrückt, mich so ruhig gehalten und mich dann niedergeschlagen.

Von dem Zeitpunkt an wußte ich nichts mehr.

Ich mußte husten, denn ein warmer Windstoß hatte sandigen Staub in die Höhe gewedelt und mir ins Gesicht geweht. Dadurch stieg die Übelkeit wieder hoch, aber ich bekam sie in den Griff.

Gleichzeitig wußte ich, daß ich hier in voller Kleidung - wenn auch sommerlich angezogen - nicht lange liegen bleiben konnte. Ich mußte einfach etwas dagegen unternehmen.

Leider fühlte ich mich zu schwach, um auf die Beine zu kommen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mich im Knien zu drehen und dorthin zu schauen, wo das Wasser rauschte.

Sehr vorsichtig bewegte ich mich dabei. Da ich parallel zum Strand kniete, brauchte ich nur eine Wendung um neunzig Grad zu machen, um die Steilküste zu sehen, die sich hoch wie ein Gebirge vor mir auftürmte. Bäume und Gestrüpp bildeten grüne Inseln.

Am Ende dieser Steilwände standen, wie gegen die Felsen geworfen, kleine Häuser mit hellen oder grauen Fassaden und flachen Dächern. Sie besaßen eine Farbe, die zwischen Braun und Ziegelrot schwankte.

Wenn ich zu einem der Häuser wollte, mußte ich den Steilhang hoch, ein fast unmögliches Unterfangen in meinem Zustand.

Allmählich ahnte ich, wo man mich hingeschleppt hatte.
Ich dachte an die Worte des Claus von Aragon, der ja Spanier war, und es kam mir in den Sinn, daß man mich in dieses Land geschafft hatte. Im Zeitalter des Jets stellte dies kein großes Problem dar, das war mir auch klar.
Verflucht auch…
Plötzlich kam ich mir so allein vor. Seltsamerweise dachte ich an Suko und Sir James, die mich sicherlich noch in London vermuteten, und ich mußte lachen.
»Was freut Sie denn so, Señor?« sprach mich eine Frauenstimme an. Da ich leidlich spanisch verstand, lauschte ich den Worten nach und dachte an eine Einbildung.
»Wie bitte?«
»Was Sie so freut?«
Verflucht, die Stimme war echt. Ich hatte sie mir nicht eingebildet, und sie war zudem in meiner unmittelbaren Nähe aufgeklungen. Da ich mich schon einmal herumgedreht hatte, führte ich diese Bewegung fort und sah, daß der breite Strand an dieser Stelle von einem lebenden, wunderschönen und malerischen Kleinod unterbrochen worden war.
Ein Gesicht schaute mich über dem Rand eines Ruderbootes hinweg an. Die dazugehörige Person saß im Sand. Ich sah, daß sie einen schwarzgelben Badeanzug trug, dessen Ausschnitt eine Kurve über ihre Brüste hinwegzeichnete. Ich sah viel von einer tief gebräunten Haut und auch die Fülle.
Vor der Brust baumelte ein goldenes Kreuz.
Den linken Arm hatte die unbekannte Schöne auf den Rand des Bootes gestützt, das außenbords einen kräftigen Anstrich aus grellroten und sattgelben Farben aufwies und mir ebenso märchenhaft vorkam wie die dunkelhaarige, einsam am Strand sitzende und die Wellen beobachtende Schöne.
Ich wischte mir über die Augen, weil ich den Eindruck hatte, das Bild vertreiben zu müssen, aber es blieb. Es war nicht wegzuputzen. Die Schöne gab es tatsächlich.
Ich mußte wohl irgendwie dumm ausgesehen haben, denn über ihre Lippen glitt ein Lächeln, das mir spöttisch und auch mitleidig vorkam. Ich sagte nichts, ich schluckte nur, was auch schwer möglich war, da ich in meiner Kehle einen dicken Klumpen spürte, der vom Magen her in die Höhe gewandert war und sich festgesetzt hatte.
Ich trug noch immer die rote Jacke, das schwarze Hemd, die weiße Hose und war mit Sand bedeckt.
Auch meine Hände waren in der Masse der feinen Körner verschwunden, aber all das kümmerte mich nicht, denn ich hatte nur Augen für die Frau.

Sie strich mit einer anmutigen Bewegung ihr Haar zurück, stand auf und schlüpfte in zwei Sandaletten mit goldenen Riemen. »Haben Sie noch nie eine Frau gesehen?«

Ich gab keine Antwort. Weil ich nicht umhin kam, ihre langen Beine zu bewundern. Durch den Schenkelausschnitt des Badeanzugs wirkten sie noch länger. Die winzigen Härchen auf der Haut zitterten in der leichten Morgenbrise. Denn daß es Morgen war, hatte ich am Stand der Sonne gesehen.

»Sind Sie stumm?«

Fast hätte ich gesagt, ja, vor ihrer Schönheit. Da ich mir dumm vorkam, wenn ich so etwas von mir gegeben hätte, gab ich als Antwort nur ein Räuspern.

»Bitte…«

»Nein, ich bin nicht stumm«, radebrechte ich und hörte sie lachen. »Was ist?«

»Sie sind Engländer?« redete sie mich in meiner Sprache an.

»Ja. Ist das schlimm?«

»Nein, ich habe Sie für einen Deutschen gehalten. Aber das macht nichts. Ich spreche Ihre Sprache ziemlich gut. Besser als Sie meine, glaube ich.«

»Das ist keine Kunst.«

Sie streckte mir ihre Hand entgegen. »Wollen Sie nicht aufstehen? Auf die Dauer wird es Ihnen ziemlich warm hier im Sand werden. Es ist besser, wenn wir in den Schatten gehen, die Sonne trocknet Ihnen sonst das Gehirn aus.«

»Da ist nicht mehr viel zu zerstören«, murmelte ich und schaute ihr zu, wie sie mit anmutigen Schritten auf mich zukam und mir tatsächlich auf die Beine half.

Ich stand auch auf und kam mir dabei vor wie eine Feder, die sich in zuckenden Schlangenlinien bewegte.

»Hola«, sagte die Schöne und griff zu, als mich ein Schwindel überkam und ich ihr zu entgleiten drohte. »Sie sind ja doch schwächer, als ich dachte.«

»Ja, der Mann ist heute das schwache Geschlecht. Zum Macho habe ich mich noch nie geeignet.«

Ich hatte den Kopf gesenkt, starrte zu Boden und atmete tief durch. Natürlich wirbelten zahlreiche Fragen durch meinen Kopf, aber die wichtigste stellte ich zuerst.

»Sagen Sie, wie ich hierher komme.«

»Das weiß ich nicht.«

Ich schaute hoch. Ihr Gesicht zeigte ein feines Lächeln. In den dunklen Augen schimmerte Spott.

»Das wollte ich Sie gerade fragen. Ich habe Sie schlafend am Strand gefunden.«

»Schlafend ist gut.«
»Haben Sie nicht geschlafen?«
»Nein.«
»Was dann?«
Ich stöhnte auf und sagte: »Wissen Sie, das ist eine sehr lange Geschichte, und sie ist so unglaublich, daß Sie mir kaum glauben werden, fürchte ich.«
»Lassen Sie es darauf ankommen.«
Ich drehte den Kopf. Die Sonne glühte am Himmel. Sie schickte ihre morgendliche Hitze über den Strand, wobei ich den Eindruck hatte, als wollte sie nur mich treffen. Meine Handbewegung war matt, als ich den Arm hob.
»Können wir nicht in den Schatten gehen? Dort fühle ich mich wohler.«
»Wie Sie meinen.« Sie hakte sich bei mir unter, und sie war es auch, die mich führte und nicht umgekehrt, wie es sich eigentlich gehört hätte. Ich fragte nach ihrem Namen und hörte sie lachen.
»Warum lachen Sie?«
»Raten Sie mal, wie ich heiße.«
»Carmen!« sagte ich, weil mir nichts anderes einfiel und ich die Oper von Bizet im Sinn hatte.
»Falsch.«
»Wie dann?«
»Ich heiße Christina. Christina Romero.«
»Ein toller Name!«
»Wieso?«
»Er paßt zu Ihnen.«
Wieder mußte sie lachen, und ich war froh, daß sie mich stützte. Es wäre für mich eine zu große Qual gewesen, durch den doch tiefen Sand zu gehen. Die Steilwand schien kaum näher zu rücken.
In der Breite war der Strand mit der eines Fußballfeldes zu vergleichen, vielleicht noch ein paar Meter breiter, und ich kam mir vor wie ein ausgedörrter Fisch, der über den Sand geschleift wurde.
Gegen das braune Gestein der Steilwand brannte die Sonne mit all ihrer Kraft, und sie dampfte die letzte Feuchtigkeit der Nacht aus den Poren. Mich quälten natürlich noch immer zahlreiche Fragen, ich war aber einfach zu müde, um sie zu stellen. Das Laufen bereitete mir Schwierigkeiten, obwohl mich Christina stützte.
Sie merkte zudem, daß es mir nicht besonders ging und verkniff sich irgendwelche Bemerkungen, was meinen Zustand anging, sondern munterte mich immer wieder auf.
Endlich wurde der Sand dünner. Erste Stolperfallen erschienen, blanke Felsen schauten aus dem Sand.
Ich war zu müde, um den Kopf zu heben. Mich interessierte nur der

schmale Schattenstreifen, den die Felswand warf, und als wir ihn erreichten, wollte ich mich hinsetzen, aber Christina hatte etwas dagegen. Sie zerrte mich zur Seite. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte ihr einfach folgen, was auch gut war, denn unter einer überhängenden Felsnase, die auf ihrer Oberfläche mit einem krüppeligen Strauch bewachsen war, fanden wir einen guten Platz.

Ich sank auf dem Boden zusammen. Christina konnte kaum rasch genug einen roten Rucksack zur Seite ziehen, der auf einem breiten Badetuch lag.

Graziös ließ sie sich neben mir nieder, während ich meinen Rücken gegen den Felsen preßte. Ich atmete mit offenem Mund, starrte gegen den Strand, auf den das Sonnenlicht fiel, wobei sich die Strahlen in zahlreichen, winzigen Kristallen brachen und einen blendenden Glanz verstreuten.

Daß sich Christina bewegte, erkannte ich an dem Hin- und Herzucken ihres, Schattens.

Etwas Schlankes, Schmales erschien vor meinem Gesicht. Es war eine von außen beschlagene Flasche, die in einer Kühlbox gelegen hatte. »Hier, trink das.«

»Danke.« Ich schraubte sie auf und sah meinen Fingern zu, die zitterten. Egal, welches Zeug sich in der Flasche befand, ich war in einem Zustand, wo ich alles trank.

Tee mit Zitrone rann in meine Kehle. Es war eine sagenhafte Wohltat, und Christina schaute mir dabei lächelnd zu. Sie packte weiter aus, Tomaten, Weißbrot, Käse.

»Du wirst Hunger haben, John.«

Ich setzte die Flasche ab, wischte Tropfen von meinem Kinn und nickte. »Ja, den habe ich.«

Sie gab mir eine Tomate, Brot und Käse. Ich aß sehr langsam und schaute gegen den weißen Streifen der Wellen, als sie auf dem Sand ausliefen. Wir waren die einzigen Personen an diesem herrlichen Küstenstreifen, und ich erkundigte mich, wie das möglich war.

Christina hob die Schultern, über das sie ein buntes Tuch gelegt hatte. Es war so lang, daß sie sich auch darin einwickeln konnte. »Die Costa de la Luz ist eben noch ein Paradies.«

Ich nickte und fragte: »Wo liegt sie denn?«

Meine schöne Nachbarin vergaß das Essen. Sie schüttelte den Kopf so heftig, daß einige ihrer schwarzen Locken mein Gesicht streiften. »Sag mal, willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nicht einmal im übertragenen Sinne.« Sie sah, daß es mir ernst war und erklärte mir, daß die Costa de la Luz an der Südwestecke Spaniens lag, am Atlantik.

»Dann liegt Gibraltar schon östlich.«

»Das ist richtig.«

Ich dachte nach und kramte dabei tief in meiner Erinnerung, die noch nicht so lange zurücklag.

Hatte nicht dieser Claus von Aragon davon gesprochen, daß das hier seine Heimat war?

Christina Romero sah mir meine Nachdenklichkeit an und fragte nach dem Grund.

»Das ist schwer zu sagen«, murmelte ich.

»Versuche es trotzdem.«

Ich ließ mir und meinen Gedanken Zeit, schaute über den Strand hinweg, sah den Wellen zu und entdeckte auch die hohen Schatten der Felsen an der anderen Seite der Bucht, wo sie einen Halbkreis schlug. Das Gestein wirkte wie eine dunstige Formation unter dem Licht der Sonne, als wollte sie zerschmelzen.

Christina Romero war eine schöne Frau, daran gab es keinen Zweifel. Aber ich fragte mich, ob ich ihr auch trauen konnte. Einem Menschen konnte man nur vor die Stirn schauen, nicht dahinter. Ich befand mich in der Heimat eines gewissen Claus von Aragon. Ich hatte seine Macht erlebt, als er es geschafft hatte, mich in London zu entführen, um mich hier in diese einsame Ecke Spaniens zu bringen.

Es war sein Gebiet, hier kam er her, auch wenn er jetzt in London lebte, reichte sein Einfluß sicherlich noch tief hinein in den Süden. Ich mußte vorsichtig sein und sehr behutsam vorgehen. Nach den drei Galgen hatte ich bisher keine Ausschau gehalten und würde mich auch hüten, vorerst danach zu fragen.

»Sie sind sehr nachdenklich, John. Ich habe das Gefühl, daß Sie mir nicht trauen.« Sie ging etwas auf Distanz auch mit der Anrede, und ich lachte sie an.

»Du kannst ruhig bei dem Du bleiben, Christina. Es stimmt, ich denke nach. Bevor ich dich mit einer Erklärung zufriedenstelle, möchte ich dich fragen, ob du hier aus dieser Gegend stammst.«

Sie strich ihr Haar zurück und band es mit einer gelben Schleife im Nacken zusammen. »Ja, ich stamme aus dieser Gegend, bin aber nur zu Besuch, denn ich studiere in Madrid.«

»Und was?«

»Informatik.«

Trotz meines dumpfen Gefühls im Kopf mußte ich lachen und gab mich locker. »Das hätte ich nicht gedacht, daß eine Frau wie du Informatik studiert.«

Sie spielte mit einer Sonnenbrille, ohne sie allerdings aufzusetzen. »Wieso nicht? Oder bist du der Meinung, daß Mädchen, die sich für dieses Studium entschieden haben, alle häßliche Entlein und Mauerblümchen sein müssen.«

»So ähnlich.«

Sie rückte herum, schaute mich direkt an. »Ich gebe dir also Rätsel

auf, John?«

»Nicht mehr.«

»Was man von dir nicht behaupten kann. Ich will dir ehrlich sagen, daß ich aus dir nicht schlau werde. Was du erlebt hast, muß schlimm gewesen sein. Du bist mir vorgekommen wie ein Schiffbrüchiger.«

»So ganz unrecht hast du auch nicht.«

»Das mußt du mir erzählen.« Sie streckte ihre Beine aus und holte eine Schachtel Zigaretten aus dem Rucksack. Zwar bot sie mir ein Stäbchen an, aber ich lehnte ab. Dann erklärte sie mir, daß sie meine Pistole entdeckt hatte und darüber gar nicht begeistert gewesen war.

»Kann ich mir denken.«

»Bist du ein Spion?«

»Nein. Man hat mich entführt«, sagte ich. Sie hatte es nicht anders haben wollen, und ich erklärte ihr, daß ich erst den vergangenen Tag in London verbracht hatte, am Abend aber niedergeschlagen und gekidnappt worden war. »Erst hier am Strand bin ich erwacht. Man muß mir noch eine Spritze verabreicht haben, und jetzt will ich von dir wissen, ob du etwas gesehen hast. Ich bin ja nicht aus der Luft gefallen. Man muß mich an diesen Ort geschafft haben.«

»Nein, habe ich nicht.« Sie sprach sehr langsam, und ein Vorhang aus Staunen hatte sich auf ihr Gesicht gelegt. Christina stellte viele Fragen, ich konnte ihr kaum eine beantworten, aber sie kam auch auf den Kern des Problems zu sprechen.

»Kannst du dir vorstellen, wer dich entführt hat? Ich meine, du brauchst mir nichts zu sagen, wenn du nicht willst.«

»Doch, ich rede mit dir. Ich habe beschlossen, dich ins Vertrauen zu ziehen.«

»O danke.«

»Ich brauche dich, wenn ich hier weitermachen soll. Ich sehe dich als Verbündete an.«

»Nochmals, vielen Dank.«

»Mein Entführer hat einen Namen. Er müßte dir bekannt sein, denn er muß aus dieser Gegend stammen. Er heißt Claus von Aragon.« Ich hatte den Namen endlich ausgesprochen und hatte dabei Christina nicht aus den Augen gelassen.

Sie saß da und rührte sich nicht. Irgendwie sah sie aus, als wäre sie vereist worden. Sie starrte ins Leere, die Zigarette verqualmte zwischen ihren Fingern, und das Feuer hatte beinahe schon den Filter erreicht. Hastig schnippte sie den Rest weg. Hatte sie sich bisher sehr locker und natürlich gegeben, so kam sie mir jetzt vor wie eine schlechte Schauspielerin, die ihre Rolle noch nicht richtig einstudiert hatte und ins Leere schaute, wobei über ihre Haut ein Schauer rieselte.

»Was hat dich so erschreckt?« fragte ich.

»Der Name.«

»Claus von Aragon?«
»Ja.«
Ich hob die Schultern. »Deine Reaktion zeigte mir, daß du ihn kennst, Christina.«
Sie nickte. »Ja, ich kenne ihn. Eigentlich kennen wir ihn hier alle, denn er war so etwas wie ein Patron. Ihm gehören die Ländereien, die du hier siehst.«
»Auch heute noch?«
»Ja, auch das. Er zieht noch immer seine Fäden. Er hält aus der Ferne alles unter Kontrolle. Er ist ein Ausbeuter, ein Schwein, er ist ein Dreckskerl.«
»Das sind harte Worte.«
Christina Romero schnappte nach Luft. Sie regte sich furchtbar auf. Ein wahrer Schwall aus spanischen Worten ergoß sich über mich, wobei ich kaum die Hälfte davon verstand, mir aber immer wieder klar wurde, daß Aragon ein Hundesohn war. »Und dazu ein sehr reicher«, fügte sie hinzu.
»Womit verdient er sein Geld?«
Christina sah mich an wie einen dummen Jungen. »Das weißt du wirklich nicht?«
»Nein.«
»Mit Sherry. Er ist einer der größten Sherry-Produzenten hier an der Westküste. Er besitzt immens viel Land, Weinberge, er nennt Keltereien sein Eigentum, er haßt Gewerkschaften, er preßt die Leute aus, denn er ist es, der die Löhne diktiert. Es gibt kaum einen Menschen, der von ihm nicht abhängig ist. Das Hinterland gehört ihm, auch mein Vater arbeitete in einer der Kellereien des edlen Herrn. Er selbst sitzt in London, dort ist er politisch tätig, das wissen wir hier auch, aber wir haben auch den Verdacht, daß er sich nicht allein mit der Produktion von Sherry beschäftigt. Da sind noch andere Dinge, um die er sich kümmert.«
»Welche?«
Christina hob die Schultern und wiegte ihren Kopf. »Das kann ich dir nicht sagen, John, wirklich nicht. Es gibt nur Gerüchte. Man spricht auch von Waffen.«
»Gut.«
»Was heißt gut?« regte sie sich auf. »Willst du etwa gegen ihn angehen, John?«
»Das hatte ich eigentlich vor.«
Sie lachte so laut, daß das Echo weit auf den Strand hinaushallte. »Da hast du dich geschnitten, mein Lieber, aber ganz heftig. Nein, nein, so kommst du nicht weiter. Du hast doch erlebt, wie mächtig er ist. Er hat dich entführt, er muß dich bis nach Malaga geschafft haben und von dort aus weiter. Er hat blendende Beziehungen. Du hast

ziemlich lange am Strand gelegen.«
»Das spüre ich in meinem Kopf.«
»Wie geht es dir denn jetzt?«
»Schon besser, aber nicht berauschend.«
»Das kann ich mir denken.« Sie zog ihre Beine an und legte die Hände an die Knie. »Ich weiß ja nun einiges«, sagte sie, »aber ich begreife nicht, weshalb er dich entführt hat. Aus dir ist doch kein Lösegeld herauszupressen - oder?«
»Das sicherlich nicht«, erwiderte ich leise lachend. »Es gibt einen anderen Grund.« Ich schaute sie sehr ernst an. »Christina, ich habe mich entschlossen, dich ins Vertrauen zu ziehen, und werde dir alles berichten. Kurz vor meiner Entführung bekam ich einen Film zu sehen. Wenn ich mich recht erinnere, zeigte dieser Film einen Teil der Küste hier. Und er zeigte noch mehr, und zwar genau die Dinge, auf die es ihm ankam. Ich sah drei Galgen, in deren Schlingen auch drei Tote hingen. Ein Punker, ein Zwerg und ein Soldat. Die drei waren tot, und trotzdem fürchtete sich Claus von Aragon vor ihnen. Denn er wollte mich dazu bringen, daß ich hierher reise und die drei, die in seinen Augen Zombies sind, vernichte. Als ich ablehnte, versuchte er es mit Gewalt.«
Christina Romero schloß die Augen. Sie saß sehr still auf ihrem Platz. Am Zucken ihrer Wangenhaut sah ich, daß sie meine Erklärungen hart getroffen hatten.
Wußte sie mehr?
Ich stellte zunächst keine Frage und wartete ab. Ich hörte sie atmen, und sie saugte die Luft durch die Nase. Dann wischte sie über ihr Gesicht und flüsterte: »Die alte Geschichte.«
»Welche Geschichte?«
»Die von dem Teufelsgalgen, John. Sie ist erzählt worden, sie ist Wahrheit oder nicht, aber ich kann dir sagen, daß hier in letzter Zeit einige furchtbare Morde geschehen sind. Menschen wurden auf die schrecklichste Art und Weise umgebracht, und man hat tatsächlich davon gesprochen, daß sich die Gehängten vom Teufelsgalgen dafür verantwortlich zeigten. Wie sie zu von Aragon stehen, weiß ich nicht. Aber es muß da ein Geheimnis geben, denn dieser Oret, wo die Galgen stehen, ist ein Platz, wo es spukt, und dort haben die Vorfahren eines gewissen Claus von Aragon schrecklich gewütet. Sie besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit, und sie hängten nicht wenige Menschen auf, denn es gab nicht wenige unter ihnen, denen es Spaß machte, Menschen zu hängen.«
»Als ich die Galgen sah, hingen drei Tote in den Schlingen.«
Christina nickte.
»Hast du dafür eine Erklärung?«
»Vielleicht. Es geht eine Legende um, daß in bestimmten Nächten der

Fluch auf seinen Urheber zurückkehrt.«
»Das heißt also, daß die Galgen wieder mit Toten besetzt werden. Oder nicht?«
»So kannst du es sehen.«
»Und wer hängt sie dorthin?«
»Das weiß ich nicht, John. Ich habe sie nie gesehen.«
»Und trotzdem gab es die Verbrechen.«
»Ja - Menschen, die Aragon nahestanden, wenn du verstehst. Es sah so aus, als sollten nur diese Leute sterben. Die Schinder, die in seinen Fabriken arbeiten.«
»Wie viele Tote hat es schon gegeben?« erkundigte ich mich.
»Ich weiß es nicht genau, ich bin da nicht informiert. Da müßtest du dich schon an andere Menschen wenden.«
»Das mache ich auch.« Ich kam auf die Häuser über mir zu sprechen, die an den Rändern der Felsen klebten, und wollte wissen, ob sie zu einem Dorf gehörten.
»Si, das ist Ayamonte.«
»Und ihr lebt vom Sherry.«
»So ist es. Du kannst die Weinberge von hier aus nicht sehen. Sie liegen landeinwärts.« Christina packte ihren Rucksack. »Wie dem auch sei, John, hier wirst du wohl nicht bleiben wollen.«
»Das bestimmt nicht.«
»Dann bringe ich dich zu mir.«
»In die Nähe der drei Galgen wäre es mir lieber.«
Sie winkte ab. »Keine Sorge, das erledigen wir auch noch.« Sie stand mit einer geschmeidigen Bewegung auf, blieb vor mir stehen, und ich betrachtete ihre herrlich langen Beine. »Den Eindruck eines großen Kriegers machst du mir aber auch nicht, John.«
»Stimmt.«
»Wie willst du dann…?«
Ich winkte ab. »Vielleicht habe ich noch Zeit. Da kann ich mich erholen.« Bei mir sah das Aufstehen nicht gerade geschmeidig aus. Ich kam mir vor wie jemand, an dessen Füßen gezerrt wurde, und hatte mit dem Schwindel zu kämpfen.
Ziemlich schwankend stand ich auf den Füßen, saugte die warme Luft ein und mußte leider feststellen, daß sich Strand und Meer vor meinen Augen bewegten und ineinander überliefen. Ich fürchtete schon, einen Sonnenstich mitbekommen zu haben, was mir überhaupt nicht paßte, denn das konnte haarig werden.
»Geht es?«
»Bis jetzt schon. Aber wie soll ich die Felsen hochkommen? Kannst du mir das sagen?«
»Es gibt eine Treppe«, beruhigte sie mich. »Außerdem bin ich ja bei dir.«

»Das ist auch ein Glücksfall gewesen.«
Sie lächelte und ging vor.
Ich aber war gespannt, was mich in diesem Land des spanischen Sherrys noch alles erwarten würde.
Zumindest drei lebende Leichen…

***

Es war herrlich kühl!
Ich konnte es kaum fassen, daß ich so etwas erlebte, und ich war tatsächlich in der Lage, mich ausruhen zu dürfen. Meinen Platz hatte ich auf einem großen Bett gefunden, dessen Kopf- und Fußende von hohen Metallgittern gebildet wurden und über dessen Matratze ein kühlendes Leinentuch gezogen worden war. Außer dem Bett stand noch eine aus dunklem Holz gezimmerte Konsole im Raum.
Sie war dekoriert mit einer Waschschüssel und einer hohen Kanne, in der sich bestimmt Wasser befand. Über der Konsole hing ein Spiegel, der, wenn ich in ihn hineinschaute, mir das Fenster des Raumes zeigte, das bis zum Boden reichte und vor dem von außen her ein Holzladen vorgezogen war, durch dessen Spalt Tageslicht sickerte, das sich in Streifen verteilte und ein Muster auf den Steinfußboden malte.
Die Kühle tat mir gut. Ich war auch irgendwann eingeschlafen und hatte im Halbschlaf mitbekommen, daß man sich mit mir beschäftigte, denn zarte Hände hatten mein Gesicht eingecremt.
Noch immer durchzuckten die wispernden Stimmen meine Erinnerung, und ich ging davon aus, daß es zwei Frauen gewesen waren.
Beide hatten sich dann wieder zurückgezogen und mich allein gelassen.
Es glich schon einem kleinen Wunder, denn ich fühlte mich ziemlich fit, weil ich lange geschlafen und mich während des Schlafs ausgeruht hatte.
Auch die Schmerzen in meinem Kopf waren fast verschwunden.
Ich schaute gegen die Decke. Sie zeigte, ebenso wie die Wände, einen hellen Anstrich. An einer Wand hing ein Bild. Das Porträt eines älteren Mannes, der mich aus seinen dunklen Augen anschaute, als wollte er die Tiefen meiner Seele ergründen.
Ich blieb ruhig liegen. Die Jacke hatte man mir ausgezogen. Sie hing an einer Stange am Fußende des Bettes. Ich schaute direkt gegen den lachsroten Stoff.
Eigentlich war es zum Lachen. Gestern noch in London, heute hier, und das nicht freiwillig.
Ich hätte längst beim Yard erscheinen und meinen Dienst antreten müssen, statt dessen lag ich in einem kleinen Raum in irgendeinem Haus, das irgendwo in einem kleinen spanischen Dorf in der Provinz

Cadiz an der Südwestküste stand.

Verrückt…

Aber nicht nur, denn ich rechnete auch damit, daß dieser Fall verdammt gefährlich werden würde.

Wer immer mich aufgenommen hatte, er hatte sich damit ein Kuckucksei ins Nest gelegt, denn ich war davon überzeugt, daß der Arm des mächtigen Claus von Aragon auch noch bis hierher reichte, obwohl er sich in London befand.

Ich dachte an die schöne Christina, ich dachte an den Dreiergalgen und an die angeblich lebenden Leichen. Und ich dachte daran, daß ich für diesen von Aragon die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, was mir überhaupt nicht paßte.

Wahrscheinlich würde mir nichts anderes übrigbleiben, denn diese Galgen existierten ja.

Ich hatte mir vorgenommen, die Nacht abzuwarten. Bei Anbruch der Dunkelheit wollte ich mich auf den Weg machen, und wahrscheinlich würde mir Christina helfen, wobei ich darauf achten mußte, daß sie sich nicht zu tief in den Fall verstrickte, denn das konnte für sie zu gefährlich werden. Lebende Leichen nahmen auf schöne Frauen keine Rücksicht, ihnen ging es einzig und allein um die Menschen.

Als ich daran dachte, rann ein kalter Schauer über meinen Rücken, wobei mir gleichzeitig der Schweiß auf die Stirn trat. Es war kaum vorstellbar, doch ich war auf der Hut und glaubte, daß durch dieses kleine Dorf der Tod schreiten würde.

In der Luft hing ein seltsamer Geruch. Ich konnte mit ihm nicht viel anfangen, aber ich saugte ihn ein und schmeckte ihn auch gewissermaßen ab, so daß mir nach einer Weile der Verdacht kam, daß es einfach der Geruch des Sherrys war, vermischt mit dem Duft uralter Holzfässer, in denen das edle Getränk lagerte.

Das hier war eine kleine Welt für sich, besonders eine stille Welt, denn ich hörte nichts.

Noch immer lag ich auf dem Rücken und fühlte mich relativ wohl. Ab und zu ließ ich meinen Blick über die massive Holztür gleiten. Sie würde selbst Axthieben eine Weile standhalten können.

Daß ich nicht stundenlang allein bleiben würde, war mir auch klar. Irgendwann würde Christina hier erscheinen, um zu sehen, wie es mir ging. Ich fragte mich, was sie gerade jetzt zu dieser Zeit wohl machte. Wahrscheinlich hatte ich sie durch meine Worte aufgeschreckt, und möglicherweise streunte sie durch den Ort oder durch die Gegend, um nach Beweisen für meinen Bericht zu suchen.

Es war alles möglich, und ich hoffte nur, daß sie vorsichtig genug war.

Mit einem Menschen wie Claus von Aragon war nicht zu spaßen und auch nicht mit dem, was ihn bedrückte. Um seine Familie mußte sich

ein Geheimnis ranken. Er hatte sich aufgeführt wie ein Despot, wie ein Herrscher aus dem letzten Jahrhundert, der keine andere Meinung gelten ließ, eben ein König in seinem Gebiet.

Aber er steckte in Schwierigkeiten. Irgendwo war er zu weit gegangen, und das schlug jetzt auf ihn zurück. Ich war gespannt darauf, ob ich dieses Geheimnis jemals würde ergründen können.

Zwar bedeckten die langen Läden das schmale Fenster, selbst aber war es nicht geschlossen, so daß hin und wieder ein Windhauch durch den Spalt und mir ins Gesicht wehte.

Ich genoß diesen kühlen Hauch und verspürte keine Lust, mich von dem Bett zu erheben. Zudem mußte ich mich zusammenreißen, um nicht einzuschlafen.

Ich hatte den Kopf auf die rechte Seite gedreht und beobachtete die hellen Streifen auf dem Steinboden. Irgendwie paßte das Muster hier herein. Da wechselten sich die grauen Schatten mit der Helligkeit ab, und nichts bewegte sich durch dieses Muster.

Wirklich nichts?

Plötzlich war der Schatten da. Zuerst hielt ich ihn für eine Einbildung, aber er blieb nicht nur, er bewegte sich auch huschend zur Seite, zitterte ein wenig, als er anhielt, dann war der Schatten ebenso schnell verschwunden, wie er gekommen war.

Ich atmete tief durch.

Mit einem Ruck setzte ich mich hin. Zu schnell, denn wieder überkam mich der Schwindel, als das Blut in den Kopf stieg. Ich schloß die Augen und wartete darauf, daß der Schwindel vorüber war.

Es dauerte nicht lange, und ich stand auf.

Auch die Schuhe hatte man mir ausgezogen. Durch die dünnen Socken spürte ich die angenehme Kühle des Steinbodens. Ich durchquerte das Muster aus Licht und Schatten und ging auf die bis zum Boden reichende Tür zu, durch deren Spalt ich nach draußen lugte.

In einem kleinen Ausschnitt sah ich vor mir das Gitter des Balkons. Es bestand aus Eisen, war leicht gebogen und reichte bis zum Boden.

Die Beretta hatte man mir gelassen. Da die Tür offenstand, suchte ich den kleinen Hebel, der die beiden Hälften der hölzernen Jalousien zusammenhielt. Der schlichte Haken klemmte in einer Öse.

Ich brauchte ihn nur anzuheben.

Die beiden Jalousien knarrten leise, als ich sie nach innen zog, um einen freien Blick zu bekommen.

Meine Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Das Haus klebte nicht am Rand des Felshanges, sondern befand sich in dem kleinen spanischen Dorf.

Wenn ich mich über das Balkongitter beugte, fiel mein Blick in eine winkelige Gasse, die unter mir lag wie eine enge Schlucht. Gegenüber

schaute ich auf die Fassaden der anderen Häuser. Fensterläden verwehrten Einblicke.

Die Sonne brannte erbarmungslos von einem Himmel ohne Wolken. Sie schuf ein gleißendes Meer, einen Vorhang aus Hitze, der sich in den schmalen Gassen zu einem Gewebe aus dumpfer Schwüle veränderte. Wobei es trotzdem kühler war als auf den Dächern.

Es war die Siesta-Zeit. Die fast absolute Ruhe. Kein Mensch ließ sich in der Gasse blicken. Selbst die Tiere hatten den Schatten aufgesucht.

Ein Geräusch durchbrach trotzdem die Stille. Es war das kratzende Rollen eisenbeschlagener Räder auf einem holprigen Kopfsteinpflaster. Den Wagen konnte ich nicht sehen. Das Geräusch drang aus den Gassen hoch und verlor sich sehr bald.

Wer war der Schatten gewesen, der Muster in einem Zimmer durchquert hatte? Ich suchte auf dem Balkon nach Spuren, entdeckte keine, dafür fiel mein Blick auf die Uhr.

Es war kurz nach fünfzehn Uhr.

In einer oder zwei Stunden würde die Siesta vorbei sein, dann begann das Leben wieder.

Oder war es nur ein Vogel gewesen, der seinen Schatten durch das Zimmer hatte gleiten lassen?

Ich zog mich zurück, denn ich trug keine Schuhe, und die Steine waren doch ziemlich heiß geworden. Als ich sie überstreifte, zog ich Bilanz. Mein Balkon war nicht der einzige gewesen, der an der Hauswand klebte. Jedes Fenster besaß praktisch einen. Wer geschickt genug war, konnte von einem Balkon zum anderen turnen, ohne die Hauswand, großartig berühren zu müssen.

Ich angelte mein Jackett und zog es über. Trotz des dünnen Stoffs kam es mir warm vor, aber bei meinem Gang durch das Haus wollte ich darauf nicht verzichten.

Irgendwo kam ich mir schon wie ein Dieb vor, als ich auf leisen Sohlen zur Tür schlich und sie öffnete. Sie war sehr schwer, ich mußte schon etwas Kraft aufwenden, um sie aufdrücken zu können.

Dahinter lag ein schmaler Flur, eingepackt in die Düsternis des Hauses, denn auch hier drangen keine Sonnenstrahlen hin. Es war alles abgedichtet worden, und die nahezu bedrückende Stille paßte dazu. Nur von dem Summen einiger Fliegen wurde sie unterbrochen.

Ich bewegte mich auf leisen Sohlen weiter. Alles war sehr eng, aber auch verhältnismäßig kühl, da der Fußboden aus dicken Steinquadern bestand, die so rot aussahen wie altes Blut.

Eine Treppe führte nach unten. Das Gitter an der linken Seite bestand aus Schmiedeeisen. Ich ließ meine Handfläche über den flachen Handlauf rutschen und schielte über das Geländer hinweg nach unten. Auch von dort hörte ich nichts.

Schon jetzt konnte ich erkennen, daß ich eine Diele erreichen würde.

Auch hier setzte sich der Steinboden fort. Ein hoher Lehnstuhl stand an einer Wand.

In ihm saß eine Frau!

Im ersten Augenblick erschrak ich, denn es war das erste Lebewesen, das ich in diesem Haus sah.

Die Frau trug dunkle Kleidung. Der lange Rock reichte ihr fast bis auf die Knöchel. Über die Schulter hatte sie eine Mantilla gelegt, ihr Kopf war nach vorn gesunken und etwas zur Seite gedreht.

So wie sie da saß, wirkte sie wie ein Denkmal, das dicht hinter der Eingangstür aufgestellt worden war. Eine große Puppe, die erst wieder erwachen würde, wenn die Siesta vorbei war.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Frau Christinas Mutter war, dafür war sie zu alt. Wahrscheinlich die Großmutter oder eine andere Verwandte.

Ich brachte auch die letzte Stufe der Treppe hinter mich und blieb dann stehen.

Etwas störte mich an der Frau.

Bisher hatte ich sie als völlig starr und bewegungslos eingestuft, das stimmte nicht ganz, denn zwischen Kinn und Brust bewegte sich etwas, als würde dort aus einer Quelle Flüssigkeit hervordringen.

Mein Gott!

Ich lief vor.

Meine Schritte hallten auf dem Steinboden als harte Echos durch den kleinen Flur.

Dann blieb ich stehen und spürte die Eispackung, die mich plötzlich einklemmte.

Die Frau schlief nicht, sie war tot. Jemand hatte ihr die Kehle durchgeschnitten…

***

Es mußte noch nicht lange hergewesen sein, denn aus der Wunde sickerte das Blut.

Ich verfluchte mich innerlich, denn ich dachte an den Schatten, der das Licht- und Schattenmuster in meinem Zimmer durchquert hatte. Es mußte ein Mensch gewesen sein, und hätte ich nicht so lange gezögert, wäre die Frau vielleicht noch zu retten gewesen.

Jetzt nicht mehr.

Noch immer bewegte ich mich nicht, spürte das Eis auf dem Rücken und den kalten Schweiß auf der Stirn, der mir vorkam wie dick gewordenes Öl. Ich hörte meinen Atem und auch wieder das Summen der Fliegen, die vom Geruch des Blutes angezogen wurden und über dem Kopf der toten Frau ihre Kreise zogen.

Jetzt kam mir die Stille schlimm vor, denn sie hatte sich in eine Totenstille verwandelt. Sie war bedrückend, irgendwo grauenhaft und

nicht faßbar.

Wie immer merkte ich die unsichtbaren Hände, die meinen Magen zusammendrückten. Ein Gefühl der Hilflosigkeit überkam mich, ich dachte sofort an die drei Galgen-Zombies, verwarf den Gedanken jedoch wieder, denn sie waren es bestimmt nicht gewesen, die hier getötet hatten. Zombies nahmen keine Messer, sie konnten nicht denken, sie schlichen auch nicht durch ein Haus, es war ihnen egal, ob sie Geräusche verursachten oder nicht. Ihnen ging es nur darum, Menschen zu töten, und sie vertrauten dabei auf ihre eigene Stärke.

Vom Gesicht der Frau konnte ich nicht viel sehen. Ich wollte es auch nicht und hob den Kopf deshalb nicht an. Aber ich hatte die Leiche angefaßt. Sie war noch warm, und mir kam in den Sinn, daß diese Person so lange noch nicht tot sein konnte. Wahrscheinlich befand sich der Mörder noch in der Nähe.

Vielleicht sogar im Haus!

Ich lauschte dem schleifenden Geräusch nach, das entstand, als ich meine Beretta zog. Das Metall der Waffe lag kühl in meiner rechten Hand. Ich würde mich schnell zu wehren wissen, falls der Killer auftauchte.

Wenn es keiner der drei Untoten getan hatte, wer zeichnete sich für diese Tat dann verantwortlich?

Wer irrte noch als blutrünstiger Mörder durch den kleinen Ort und geisterte wie ein Schreckgespenst in den Häusern umher? Mir war inzwischen klargeworden, daß dieses Spiel nicht so einfach war, wie es ausgesehen hatte. Hier gab es einige Unbekannte in der Gleichung, die ich erst herausfinden mußte.

Ich trat zwei kleine Schritte zurück, blieb dann stehen und drehte mich auf der Stelle.

Mein Blick glitt durch die kühle Diele, schweifte über die Wände hinweg, die ebenfalls ein kaltes, mattes Weiß zeigten, und blieb an dem Gegenstand haften, der unter der Decke hing und aussah wie ein schiefes Spinnennetz mit kleinen Lampen darauf.

Es war eine besondere Lampe, kunstvoll gefertigt wie alles in diesem Haus.

Durch welche Tür hatte sich der Killer davongemacht? Ich konnte zwischen drei Türen wählen, die Eingangstür nicht mitgerechnet. Sie alle waren dunkel und kamen mir abweisend vor.

Nur keinen Fehler begehen, ich mußte die Nerven bewahren.

Ich sorgte dafür, so leise wie möglich zu sein, und atmete auch nur durch den offenen Mund. So konnte ich mich auf fremde Geräusche konzentrieren, falls es die gab.

Ich hörte nichts.

Nicht einmal das Ticken einer Uhr. Das Schweigen hatte das Haus außen und innen eingepackt.

Der Boden war sehr blank, und ich hielt nach Fußspuren Ausschau, die der Killer hinterlassen haben könnte. Es war nichts zu sehen, er mußte schon geflogen sein.

Nein, er war noch im Haus! Er mußte einfach hier sein. Ich rechnete damit, daß die alten Türen knarrten, wenn sie geöffnet wurden, aber ich hatte nichts gehört.

Noch einmal schaute ich die Stufen der Treppe hoch. Als ich dort auch nichts sah, drehte ich mich um und kümmerte mich um die Tür, die mir am nächsten lag.

Dahinter konnte sich alles befinden, ein Bad, die Küche oder die Abstellkammer. Die Tür selbst war schmaler als die, die ich von der ersten Etage her kannte.

Ich blieb seitlich davor stehen und legte meine Hand auf die Klinke, wobei ich die Kühle für einen Moment genoß, bevor ich die Klinke nach unten drückte.

Freie Bahn für mich in einer schmalen Küche.

Schmal war auch der bäuerliche Holztisch, auf dessen Schmalseite ich schaute.

Am anderen Ende des Tisches hockte eine Gestalt, ein Mann. Es war William, der Butler, den ich aus London kannte.

Und er hielt das blutige Mordmesser noch in der Hand…

***

Ich war so geschockt, daß ich im ersten Moment nicht einmal atmen konnte.

Zwischen dem Metall der Waffe und meiner Handfläche lag der kalte Schweiß wie eine Schmierspur. Mein Herz hämmerte wie verrückt. Röte schoß mir ins Gesicht, und dann knirschte ich den Satz voller Wut.

»Wer sollte mich daran hindern, Ihnen eine Kugel durch den Schädel zu jagen, William?«

»Ihre Vernunft, Sinclair!«

»Ein Mensch ist nicht nur vernünftig.« Er hob die Schultern. »Sie sollten es aber sein, mein Freud. Ja, Sie sollten vernünftig sein.« Er entspannte sich und schaffte es sogar, mich anzugrinsen.

Ich kochte wie ein Topf mit heißem Wasser, der auf einem Herdfeuer stand. Noch immer sah ich die alte Frau in der Diele vor meinen Augen, und hier hockte ihr Mörder mit dem blutigen Messer in der Hand, von dessen Klinge einige Tropfen auf den Tisch gefallen waren und sich dort ausgebreitet hatten.

Er sah nicht mehr aus wie ein Butler. William trug ein schwarzes Hemd, eine ebenfalls dunkle Hose und hatte eine Kappe über seinen Kopf gestreift, wobei der vorn angebrachte Sonnenschutz hochgestellt worden war.

Immer wieder mußte ich tief durchatmen und mich zur Ruhe zwingen. Ich sah kein Motiv für diese abscheuliche Tat, aber das schien dem Killer nichts auszumachen. Er gab sich sogar locker und rammte schließlich die Klinge in den Tisch, wo das Messer steckenblieb.

»Warum kümmern Sie sich um Dinge, die Sie nichts angehen, Sinclair? Warum?«

»Mich geht hier alles an.«

»Nein«, sagte er, »nein. Sie sollten diese drei Untoten vernichten, mehr nicht.«

»Erst werde ich Sie aus dem Verkehr ziehen.«

Er lächelte spöttisch. »Wie das denn?«

»Es gibt auch hier in Spanien eine Polizei, Mister.«

»Ja«, gab er mir recht, »die gibt es sogar. Aber über sie kann ich nur lachen. Stellen Sie sich einmal vor, Sie übergeben mich den Beamten. Der Name von Aragon wird mir hier sämtliche Türen wieder öffnen. Das ist nun mal so, davon beißt keine Maus den Faden ab, und damit sollten Sie sich abfinden.«

»Warum haben Sie die Frau getötet?«

»Sind Sie sicher, daß ich es gewesen bin?«

»Wer sonst?«

Er lachte widerlich. »Aber Sie haben recht, ich habe sie getötet, denn sie gehört zu den Personen, die immer versucht haben, gegen die Familie von Aragon zu opponieren. Sie und ihre Enkelin Christina sahen plötzlich durch Ihr Erscheinen die Chance gekommen, gegen die Aragons vorzugehen, ihnen den geschäftlichen Garaus zu machen, und ich bin mir sicher, daß die Romeros auch Unterstützung bei dem einfachen Volk gefunden hätten. Aber bevor es dazu kam, bin ich gekommen, und ich war schneller als die beiden. Sie werden niemanden mehr aufwiegeln, glauben Sie mir. Und Sie, Sinclair, erledigen Ihren Job. Alles andere muß für Sie zweitrangig sein. Haben wir uns verstanden?«.

»Ja.«

»Dann bin ich zufrieden.« Er schaute auf die Uhr. »In dieser Nacht werden die Zombies wieder unterwegs sein. Sie werden sich neue Opfer suchen wollen, Menschen, die der Familie von Aragon nahestehen, aber Sie, Sinclair, werden das zu verhindern wissen. Sie knöpfen sich die Untoten der Reihe nach vor und vernichten sie. Mehr wollen wir von Ihnen nicht. Dann können Sie wieder fahren.«

»Gut«, sagte ich und nickte dem Killer zu. »Ich werde mir die drei Untoten vorknöpfen, falls es sie überhaupt gibt.«

»Es gibt sie, keine Sorge.«

»Aber erst nachher, William. Erst nachdem ich mit Ihnen fertig bin, kümmere ich mich um die Zombies. Wir beide werden noch viel Spaß

miteinander haben.«

Er starrte mich mit offenem Mund an. An seinen breiten Kotelettenenden hatten sich Schweißperlen gebildet. »Sind Sie eigentlich verrückt?« keuchte er. »Wollen Sie hier den großen Rächer spielen? Das schaffen Sie nicht. Sie können hier keine Strukturen aufreißen, die über Jahrhunderte hinweg gewachsen sind.«

»Irrtum, William, es geht um Mord. Um einen verdammten, hinterlistigen Mord. Dabei ist mir alles egal. Da reagiere ich verflucht allergisch, darauf können Sie sich verlassen. Ob ich Strukturen aufreiße oder nicht, stört mich wenig. Was für mich zählt, ist der Erfolg, und ich will einen Terror brechen.«

»Den Zombie-Terror.«

»Nicht nur ihn. Und ich frage mich, welchen Grund die drei Untoten, falls es denn auch welche sind, haben könnten, sich ausgerechnet nur die von Aragons vorzunehmen. Da muß mehr dahinterstecken, als Sie und ihr feiner Brötchengeber bisher mir gegenüber zugegeben haben. Oder liege ich da so falsch?«

»Keine Ahnung.«

»Gut, dann stehen Sie auf.«

Er blieb sitzen. Ihn störte es auch nicht, daß die Mündung der Waffe auf seinen Kopf wies. Wenn ich schoß, würde ich ihn mitten in der Stirn erwischen. »Sie begehen schon wieder einen Fehler, Sinclair. Sie haben sich zunächst einmal in Dinge eingemischt, die Sie nichts angehen. Jetzt sind Sie über die erste Tote gestolpert. Sie hätte noch leben können, wenn ihre Enkelin nicht ausgerechnet Sie am Strand aufgelesen und Sie in das Haus gebracht hätte. Ich habe alles genau von meinem Hochsitz aus in den Klippen beobachtet, aber das ist Vergangenheit. Kümmern wir uns um die Gegenwart und die nahe Zukunft. Ich schlage vor, daß Sie sich wieder in Ihr Zimmer zurückziehen. Sobald die Sonne sich im Westen dem Meer zuneigt, werden Sie das Haus verlassen und dorthin gehen, wo sich die Galgen befinden. Ich habe Ihnen den Weg in etwa aufgezeichnet.« Er griff vorsichtig in seine Tasche und holte ein Stück Papier hervor.

Ich steckte es ein.

»Ja, das ist eigentlich alles, Mr. Sinclair.«

»Bis auf eine Kleinigkeit«, sagte ich.

»Und die wäre?«

»Mir gefallen die Regeln nicht. Ich habe lange genug ausgeruht. Ich werde nach meinen Plänen vorgehen, denn Sie müssen wissen, daß mir die Aragons überhaupt nicht gefallen. Ich mag die Familie nicht, ich mag auch Sie nicht, und ich bin noch immer der Meinung, daß wir uns an die Polizei wenden sollen. Vielleicht kommen Sie frei, aber Sie werden sicherlich die nächste Nacht noch hinter Gittern verbringen, und in der Zeit kann viel geschehen.«

Der Butler schlug die Beine übereinander und tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Lippen. »Da haben Sie recht, Mr. Sinclair. Ich kann Ihnen nicht widersprechen.«

»Wie schön.«

Er wiegte den Kopf. »Ob es schön ist, weiß ich nicht, denn Sie haben etwas vergessen.«

»Und was, bitte?«

Er beugte sich vor und grinste mich so widerlich an, daß ich ihm am liebsten ins Gesicht geschossen hätte. »Die Kleinigkeit heißt Christina Romero. Seien Sie ehrlich, Mr. Sinclair? Haben Sie die Frau nicht schon längst vermißt?«

Darauf hatte er mich nicht erst anzusprechen brauchen. Ja, ich hatte sie in gewisser Weise vermißt, aber ich hatte die schlimmen Gedanken und Vermutungen zurückgestellt, gab auch jetzt keinen Kommentar und preßte die Lippen zusammen.

»Angst, wie?«

»Was soll das?«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie nicht wissen, wo sich Christina befindet. Ich weiß es aber, denn ich habe Sie mir geholt. Sie wollte ihre Großmutter noch verteidigen. Das war zwar ehrenwert, aber sie schaffte es nicht. Ich schaffte sie vorher weg und kehrte dann noch einmal in dieses Haus zurück.«

Verdammt, verdammt! So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Ein idealeres Druckmittel gegen mich als Christina gab es nicht. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen.

»Wo ist sie, verdammt?«

Er lachte leise. »Tun Sie Ihren Job, Sinclair, und ich zeige Ihnen die Person.«

Bei mir brannte die erste Sicherung durch. Es war genügend Platz in der Küche, damit ich am Tisch vorbeigehen konnte. Mit wenigen Schritten hatte ich den Butler erreicht, der sich erschreckte, seine Hände hochriß, um Schläge abzuwehren, aber ich wollte mir an ihm nicht die Hände beschmutzen, sondern stieß den Waffenlauf vor und klemmte die Mündung zwischen seine Zähne in den Mund.

»Wo ist sie?«

Er schüttelte den Kopf.

Ich bewegte meinen Zeigefinger um eine Winzigkeit vor, bis ich den Druckpunkt erahnte. »Sie haben recht. William, die Polizei hier mag auf Ihrer Seite stehen. Aber es wird ihr kaum etwas ausmachen, wenn ich Sie als Leiche abliefere und ihnen erkläre, welch ein dreckiger Mörder und widerliches Monstrum Sie sind. Die drei Galgen finde ich, aber ich werde mich auch um die Aragons kümmern, und das nicht zu knapp. Ich würde Ihnen raten, mich zu ihr zu führen, sonst sehe ich verdammt schwarz für Sie und Ihre Aragon-Sippe.«

Er konnte nicht sprechen, die Beretta-Mündung hinderte ihn daran. Aus großen Augen, in denen Angst und Entsetzen zu lesen waren, schaute er mich an.

»Nun?«

Ich schien seinen Widerstand gebrochen zu haben, denn er deutete so etwas wie ein Nicken an.

Die Mündung zog ich aus dem Mund zurück, ging etwas nach hinten und bedrohte den Mann weiterhin aus sicherer Entfernung, der wütend atmete, den Kopf nach vorn bewegte, auf die Tischplatte spie und urplötzlich nach dem Messer griff und es aus dem Holz zerrte.

Er schrie, er warf sich nach hinten, er drehte den Arm und holte zum tödlichen Wurf aus.

Ich wußte nicht, was so plötzlich in ihn gefahren war, vielleicht hatte ich ihn zu sehr gedemütigt, aber ich mußte schneller sein als er.

Und die Kugel war schneller.

Der Schuß hallte überlaut in der Küche wider. Das Echo zerrte in meinen Ohren, dann tanzte plötzlich die Mordklinge aus seiner Hand, denn ich hatte ihn dort erwischt.

Ich wollte ihn nicht töten, denn dieser Mann sollte vor ein Gericht gestellt und abgeurteilt werden.

Deshalb hatte ich auf den Arm gehalten und das Glück gehabt, ihn dort zu treffen, wo ich wollte.

Und zwar an der rechten Hand.

Aus seiner Wunde sprudelte das Blut. Die Kugel hatte eine tiefe Furche in seinen Handballen gerissen. Er war durch die heftige Bewegung zu Boden gefallen, lag dort verkrümmt, fluchte und hielt sich gleichzeitig die getroffene Hand.

Vor seinen Lippen sprühte heller Speichel. Er bewegte seinen Kopf und schabte damit über den Boden. Aus der Wunde sprudelte das helle Blut und bildete schon eine Lache.

Ich fand neben dem emaillierten Waschbecken ein Handtuch, das sich auch gut als Verband eignete.

Das wickelte ich um seine rechte Hand, knotete es fest und riß den Mörder hart auf die Beine.

»Hör zu, du komischer Butler. Du hast gnadenlos eine alte Frau umgebracht. Jetzt glaube nur nicht, daß ich auf dich große Rücksichten nehmen werde.«

»Fahr zur Hölle.«

Ich packte ihn mit der freien Hand im Nacken und schüttelte ihn durch. »Du wirst mich jetzt zu Christina bringen. Ist das klar?«

»Ja.«

»Gut. Wo steckt sie?«

»Nicht weit. In… in einem Weinkeller. Er gehört den Aragons. Ich habe sie dort zurückgelassen.«

»Allein?«

Ich merkte, daß er bei der Antwort lügen wollte und preßte ihm die Mündung in den Nacken. »Überlege es dir genau, Killer. Überlege es dir ganz genau.«

»Nicht allein!« preßte er hervor. »Es… es sind noch zwei Männer bei ihr. Vertraute von Aragon.«

»Dann werden sie uns ja einlassen, wenn sie deine Stimme hören, William.«

Er hielt seine rechte Hand mit der linken fest. Die Finger waren wie Würste um das Handtuch gewickelt, das durch den Blutstrom bereits eine rote Färbung bekommen hatte. Er stand gebückt da, bestimmt peinigten ihn irre Schmerzen, doch ich konnte darauf keine Rücksicht nehmen. Er hatte sie bei der hilflosen, alten Frau auch nicht gekannt und war so brutal vorgegangen.

»Wo müssen wir hin?« fragte ich ihn.

Er preßte die Antwort hervor. »Okay, ich… ich führe Sie…«

»Noch eines«, sagte ich leise, aber sehr bestimmt, als er sich in Bewegung setzen wollte. »Sollten Sie versuchen, mir, eine Falle zu stellen, sind Sie der erste, der stirbt…«

Er schwieg und ging voran.

***

Zwischen den Häusern und in den schmalen Gassen war es kühler, als ich angenommen hatte. Es gab kein Fenster, vor dem nicht ein geschlossener Laden hing. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden, aber das war mir egal.

Ich führte diesen hundsgemeinen Verbrecher ab wie im Mittelalter der Henker den Delinquenten.

Der Butler stolperte vor mir her. Der Untergrund war nie eben. Wenn das Kopfsteinpflaster an gewissen Stellen fehlte, dann wies der Boden Löcher auf oder bildete Rillen und Rinnen.

Mauern, die mit Blumen bewachsen waren, wechselten sich mit den hellen Hausfassaden ab. Treppen führten hoch zu schmalen Türen, die meist mit schmiedeeisernen Kunstwerken verziert waren.

Und über allem stand die grelle Sonne, die es trotzdem nicht schaffte, die engen Gassen mit ihrer heißen Lichtfülle auszuleuchten, denn hier überwogen die Schatten und dunklen Plätze, die zumindest das Gefühl von Kühle vermittelten.

Wir bewegten uns auf den Ausgang des Dorfes zu, und an der rechten Seite verschwanden die Hausfassaden, um einer großen, grauen Steinmauer Platz zu schaffen, die die zum Dorf hin liegende künstliche Grenze einer ansonsten hohen Felswand bildete.

Ich wußte es nicht genau, aber diese Form sah mir aus wie die Außenwand eines Weinkellers.

An der anderen Seite bildeten Pinien einen breiten Schattenspender, der auch das Tor erreichte, das in die Mauer eingelassen worden war und so primitiv aussah, allerdings nur beim ersten Hinsehen.

Beim zweiten entdeckte ich die Klingel und die Sprechanlage. Die gehörte beileibe nicht zu den alten Traditionen, das zählte schon zu einer modernen Sicherheit.

Der Butler blieb vor der Tür stehen. Er keuchte, der Weg hatte ihn geschlaucht, er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, sein Verband war durchgeblutet, und er war froh, sich mit einer Hand an der Tür abstützen zu können.

»Muß ich schellen?«

Er gab zunächst keine Antwort, sondern schaute zu, wie dunkle Tropfen aus dem Verband hervor in die Tiefe fielen und zu Boden klatschten.

»Was ist?«

»Ich habe einen Schlüssel.«

»Wo?«

»In der Hosentasche - rechts.«

Ich fühlte nach und erwischte ihn schon beim ersten Hingreifen. Er war sehr flach und paßte haargenau in das Schloß hinein. Der Butler war zu schwach, um die Tür öffnen zu können, ich wollte es für ihn erledigen, doch zuvor sollte er noch Bescheid sagen, daß er es war, der Einlaß begehrte.

»Und kein falsches Wort«, drohte ich.

»Okay, okay…« Er klingelte. Als nichts geschah, klingelte er ein zweites und dann ein drittes Mal.

Es passierte wieder nichts. Niemand kam, um zu öffnen.

»Was haben Sie mir erzählt?« fuhr ich ihn an. »Wenn Aufpasser da sind, dann…«

»Verdammt, das begreife ich selbst nicht!« keuchte er. »Ich… ich bin da überfragt…«

Er hatte den Kopf gedreht und mir die Chance gegeben, in sein Gesicht zu schauen. Es war mit einem Panzer aus Schweiß bedeckt, aber ich mußte zugeben, daß er nicht gelogen hatte. So verstellen konnte sich eigentlich niemand.

»Kein Trick?«

»Nein, verflucht!«

Ich spielte mit dem Schlüssel, drückte den Verletzten zur Seite und drückte den Schlüssel ins Schloß. Zweimal hatte ich ihn drehen sollen, aber ich brauchte es überhaupt nicht zu tun, denn das Tor war nicht abgeschlossen.

»Wieso?« keuchte William.

»Das weiß ich auch nicht.«

Als er zurückweichen wollte, griff ich zu, drehte ihn herum, so daß

er als erster die Schwelle übertreten mußte. »So, mein Freund, jetzt werden wir langsam vorgehen.«

Es war herrlich, denn aus dem Gewölbe wehte uns die Kühle entgegen. Ich hatte etwas oberhalb der Tür schmale Fenster entdeckt, und durch sie fielen ziemlich breite Sonnenstrahlen in das Gewölbe hinein, so daß auf Licht verzichtet werden konnte.

Es war eine Welt für sich.

Graue Dunkelheit, bleiches Licht, das wie breite Teppichstreifen wirkte. Es fiel genau in die Gänge zwischen die liegenden und übereinander gestapelten schwarzen Fässer, in denen der Sherry seiner Vollendung entgegenreifte.

Mächtige Fässer waren es. Sie bestanden aus Holz, das im Laufe der Zeit nachgedunkelt war und beinahe aussah wie schwarzblauer Teer. Metallreifen hielten die Fässer zusammen. Sie umkrallten sie wie glänzende Männerarme den Körper einer Geliebten.

Die Reihe der Fässer begann erst ziemlich weit vom Eingang entfernt. Ich schätzte die Entfernung auf mindestens zehn Meter. Davor stand ein langer Tisch mit schlichten Holzbänken an beiden Seiten. Hier konnten Gäste und Käufer sitzen und probieren.

Aber das alles interessierte mich nicht mehr. Ich hatte nur Augen für eine bestimmte Stelle des Tisches. Er war breit genug, um eine Gestalt aufzunehmen, die rücklings auf dem Holz lag.

Es war ein Mann, und er war tot.

Man hatte ihn mit einer Lanze auf den Tisch genagelt!

***

William ging keinen Schritt mehr weiter. Auch ich blieb dicht hinter ihm stehen, schaute an ihm vorbei und bekam mit, wie er würgte, als wollte er sich übergeben.

Das Bild war furchtbar, vielleicht auch deshalb, weil es genau auf der Grenze zwischen dem bleichen Licht und den blauschwarzen Schatten lag, die den Leichnam als Muster bedeckten.

Ich war ebenso geschockt wie William, spürte in meinem Mund einen sauren Geschmack, den das Sodbrennen hinterlassen hatte. Der Schweiß auf meinem Körper fror ein und fühlte sich sehr bald an wie eine kalte Fettschicht.

Ich ließ einige Sekunden verstreichen und lauschte in die Stille. Die Eingangstür war nicht zugefallen. Durch den breiten Spalt lugte Tageslicht in das Gewölbe hinein.

Mit leiser Stimme fragte ich: »Du kennst dich hier aus, William. Ich will von dir wissen, wer es gewesen ist. Sag es, du mußt ihn kennen. Ist es einer der Aufpasser?«

»Ja…«

»Und der zweite?«

»Ich weiß es nicht. Ich…«

»Wer kann ihn getötet haben?«

»Sie!« keuchte er. »Dieses verfluchte Weibsstück, das auch dich am Strand aufgelesen hat.«

»Rede keinen Unsinn!« fuhr ich ihn leise, aber scharf an. »Christina wäre dazu nicht fähig.«

»Du kennst sie nicht.«

»Gut genug.« Ich stieß ihn an, und der Butler ging zwei, drei Schritte auf den Probiertisch zu.

An der Seite stützte er sich ab. Er drehte den Kopf von der Leiche weg. Hinschauen konnte er nicht mehr, im Gegensatz zu mir, denn ich wollte sie mir aus der Nähe anschauen.

Zuerst hatte ich an eine Lanze als Mordinstrument gedacht. Das war nicht der Fall. In seiner Brust steckte ein Eisenstab. Nicht weit entfernt sah ich andere in einem Ständer stehen. Sie sahen aus wie lange Meißel. Über ihre Funktion klärte mich der Butler auf.

»Man nimmt sie, um die Fässer zu bewegen, wenn sie zu starr sind. Sie werden als Hebel benutzt.«

»So ist das.«

Wer immer diesen Mann getötet hatte, er mußte einen wahnsinnigen Haß auf ihn gespürt haben, denn der Gegenstand war tief in seinen Körper gedrungen. Möglicherweise steckte er sogar im Tisch. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht, das im Hellen lag und ziemlich gut zu erkennen war.

Es zeigte einen wahnsinnigen Schrecken, der auf den Zügen wie eingefroren wirkte. Ich hatte schon des öfteren einen derartigen Gesichtsausdruck gesehen und dachte daran, daß dieser Mensch in den letzten Sekunden seines Lebens etwas Unglaubliches gesehen haben mußte, über das er nicht hinwegkam.

Aber was war es gewesen?

Ich dachte an die Zombies aus dem Film. Drei Untote am Galgen, ein mörderisches Trio. War es möglich, daß sie sich auf den Weg gemacht hatten und die Nacht gar nicht erst abwarteten?

Ich drehte mich um und wollte den Butler nach einer Erklärung fragen. Er aber hockte auf der Bank und hatte seinen Kopf nach vorn gedrückt, so daß er mit der Stirn die Tischplatte berührte. Ich hörte ihn vor Angst stöhnen.

Mit ihm war nicht viel anzufangen. Zudem war ich auch nicht gekommen, um Leichen zu finden, ich suchte eine Frau namens Christina Romero, und die hatte sich bisher noch nicht gemeldet. Ich ging jedoch davon aus, daß sie sich in diesem großen Gewölbe befinden mußte.

Auch wenn der Killer noch so jammerte und auf mein Mitleid spekulierte, er würde mir einige Antworten geben müssen, sonst war

ich mehr als sauer.

Ich stieß ihn mit einer Hand gegen die Schulter. Er rührte sich nicht. Erst beim zweiten Stoß wollte er wissen, was los war.

»Es geht mir um Christina. Wo steckt sie? In welche Ecke des Gewölbes hast du sie verfrachtet?«

»Weiter hinten.«

»Wo genau?«

»An der Wand, am Ende. Du… du mußt zwischen den Fässern hergehen. Dann findest du sie.«

»Und den zweiten Aufpasser auch, wie?«

»Ich weiß nicht, wo er ist. Vielleicht auch tot. Ja, ja«, bestätigte er sich selbst. »Der ist bestimmt tot. Hier hat jemand gekillt. Hier kennt keiner…«

»Schon gut«, sagte ich und drehte mich ab. Ich schaute gegen die Reihen der Fässer und sagte mir, daß es eigentlich keine Rolle spielte, welchen Gang ich nahm. Jeder würde vor einer anderen Mauer enden. Die Fässer lagen zwar aufeinander und bildeten gewisse Wände oder Mauern, sie waren aber nicht gleich hoch. Manchmal lagen drei Fässer übereinander, dann wieder nur zwei.

Ich zählte nach. Es war zum Glück so hell, daß ich die Gassen alle erkennen konnte.

Fünf standen zur Auswahl.

Ich entschied mich für die Mitte, drehte dem Tisch den Rücken zu, schaute mich aber noch einmal um und sah den Killer noch immer auf demselben Platz hocken.

Er stierte mich an, dann sprach er, wobei er seine gesunde Hand wie ein Pendel bewegte: »Eines sage ich dir, Sinclair. Das hier ist die Hölle, und auch dich wird der Teufel holen. Mir ist es sowieso egal, ich habe versagt, mein Chef wird mir nie verzeihen, aber bei dir…«

Ich winkte ab. »Beten Sie lieber, William. Vielleicht hat der Herrgott auch bei Ihnen ein Einsehen?«

»Bist du Priester?«

»Um dir diesen Rat zu geben, brauche ich beileibe kein Priester zu sein. Da genügt der normale Menschenverstand.«

Er kicherte, und dieses Geräusch begleitete mich, als ich in den Gang zwischen den hohen Fässern eintauchte und meine Füße über den Steinboden bewegte, der feucht war und an einigen Stellen matt glänzte, als würde er jeden Tag mit Wasser abgespritzt.

Der Wein roch.

Der Geruch drang auch durch das Holz der Fässer. Eine Abfüllanlage, die das kostbare Getränk auf Flaschen füllte, sah ich nicht. Das wurde wahrscheinlich woanders gemacht.

Die Fässer lagen dicht an dicht, berührten sich mit ihren wulstigen Seiten. Ich schaute in jede Lücke, leuchtete auch mit meiner Lampe

hinein, blickte hin und wieder gegen die Decke, die ebenfalls feucht glänzte und aussah, als hätte man über meinen Kopf ein nasses Tuch gespannt, aber es gab keine Bewegung, außer der meinen. Ich hörte auch nur meine Schritte, die manchmal über den rauhen Betonboden hinwegkratzten.

Ich spielte mit dem Gedanken, nach Christina zu rufen, verwarf ihn aber wieder, da er mir zu gefährlich erschien. Wenn sie mich hörte, konnten mich möglicherweise auch andere hören, unter anderem ein Killer, der einen Menschen brutal umgebracht hatte. Er und Christina zusammen zu wissen, bereitete mir Magendrücken.

Doch wo steckte der zweite Wächter? War auch er umgebracht worden? Bisher hatte ich nichts gesehen, auch kein Blut leuchtete im Licht meiner Lampe.

Meiner Schätzung nach mußte ich bereits mehr als die Hälfte des Ganges hinter mir gelassen haben, als ich rechts und links Fässer sah, die leer waren.

Man hatte die oberen Deckel geöffnet. Sie wirkten wie große Röhren, die jedoch eine Rückwand besaßen, auf der sich der Kreis meiner Lampe abzeichnete.

Aus den Fässern drang mir ein scharfer Geruch entgegen. Eine Mischung aus Wein und scharfem Schnaps.

Drei Fässer waren leer.

Das vierte nicht.

Es befand sich auf der rechten Seite, und ich entdeckte in ihm die reglose Gestalt.

Sie lag auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, und die Brust des Mannes war nur eine einzige Wunde. Da mußte der Killer mit seiner Waffe mehrmals zugestoßen haben.

Mein Herzschlag verlangsamte sich. Ich schien plötzlich in einer Zeitlupe gefangen zu sein, denn mit einer derartig schlimmen Entdeckung hatte ich nicht gerechnet.

Wie ein Kloß lag die Angst in meiner Kehle. Welcher Horror, welches Untier verbarg sich hier?

Ich hatte mich etwas vorgebeugt und ein wenig in das Faß hineingedrückt. Über meinen Rücken rann Eiswasser, ich lauschte meinem eigenen Atem nach, aber da war plötzlich noch ein Geräusch.

Ein leises Kratzen oder Schaben…

Gedankenschnell schleuderte ich mich zurück, drehte mich und hechtete in den Gang.

Etwas klirrte auf den Boden. Eine lange Stange, die aus der Höhe geworfen worden und dicht vor dem Faß, in dem sich die Leiche befand, zu Boden geprallt war.

Ich hatte nicht gesehen, wer sie geschleudert hatte, aber sie hätte mich umgebracht.

Ich lag auf dem Rücken, bewegte die Hand mit der Lampe und ließ den bleichhellen Strahl über die Fässer hinweggleiten. So hoch, daß er auch an der Decke entlangzuckte.

Da war nichts zu sehen. Wer immer diese ungewöhnliche Lanze geschleudert hatte, er hatte es geschafft, sich gedankenschnell wieder zurückzuziehen.

Ich stand auf.

plötzlich fühlte ich mich belauert. Die Zahl meiner Feinde schien sich verdreifacht zu haben. Zahlreiche Schatten hatten mich ins Visier genommen, lauerten im Hintergrund, hockten dünn zwischen den Fässern und warteten.

Die Mordlanze lag auf dem Boden. Sie war so gefallen, daß ich auf das blutige Ende schauen konnte.

Schweiß lag auf meinen Händen. Das Gefühl, belauert zu werden, verdichtete sich.

Ich ging noch tiefer in den Gang hinein, erreichte das nächste Faß. An der rechten Seite stapelten sich drei von ihnen jeweils übereinander. Sie waren normal verschlossen.

Nicht aber die, die ihnen gegenüberlagen. Die lagen einzeln nebeneinander auf dem Boden.

Nicht geschlossen - offen…

Fast hätte ich geschrieen, als ich die nächste Gestalt entdeckte, die in einem der Fässer lag. Auch sie bewegte sich nicht, aber man hatte sie nicht direkt hingelegt, sondern halb aufgesetzt und dabei so gedreht, daß sie noch mit ihrem Rücken an der Faßrundung einen gewissen Halt fand.

War sie tot?

Ich verspürte eine rasende Angst und leuchtete in das bleiche, von schwarzen Locken umrahmte Gesicht der Christina Romero, die gefesselt worden war und deren Mund mit einem Pflaster verklebt worden war.

Es sah so aus, als wäre sie tot, erstickt, und ich bekam es wieder mit der Angst zu tun.

Dann leuchtete ich genauer hin und erfaßte auch ihr Gesicht besser, sah die Augen. Für mich war es ein stummer Schrei nach Hilfe.

Ich duckte mich und kroch in das Faß hinein. »Okay, okay, es wird schon gehen!« keuchte ich ihr zu. »Du brauchst keine Angst zu haben. Das schaffen wir.« Ich faßte das Pflaster an einer Seite an.

»Sorry, aber jetzt wird es weh tun.«

Dann riß ich es weg.

Sie zuckte zusammen. Ihre Lippen bluteten an mehreren Stellen, aber sie war das verdammte Pflaster endlich los und konnte tief Luft holen.

Man hatte ihre Arme gefesselt und auch die Füße. Die Stricke waren dünn, aber hart, und ich hatte Mühe, sie mit meinem Taschenmesser

durchzuschneiden.

Christina trug nicht mehr ihren Badeanzug. Sie hatte sich umgezogen. Das schwarze Kleid aus dünnem Stoff lag wie eine zweite Haut auf ihrem Körper, nur in Höhe der Oberschenkel war es etwas breiter geschnitten, um ihr mehr Bewegungsfreiheit zu ermöglichen.

Gehalten wurde es von zwei dünnen Trägern, die am Rücken gekreuzt waren.

Sie schaute mich an, sie wollte etwas sagen, konnte aber nicht sprechen, keuchte nur. Dann streckte sie die Arme aus und umklammerte meinen Nacken. Sie preßte sich an mich, ich hörte, daß sie vor Erleichterung weinte, sprach mit ihr und schaute nur auf die Öffnung des Fasses, denn der Killer lauerte noch immer.

Ich hätte gern sofort auf ihn Jagd gemacht. Aus Rücksicht auf Christina ließ ich mir Zeit damit, denn sie brauchte diesen Trost jetzt, was ich gut nachfühlen konnte.

»Sorry, John«, sagte sie, »aber…«

»Ist schon gut, Christina. Ich möchte aber, daß du hier im Faß vorerst bleibst.«

»Warum?«

Es hatte keinen Sinn, ihr die Wahrheit zu verschweigen. Ich sprach von einem Killer, dessen Waffe ich nur um Haaresbreite entgangen war. »Ich habe ihn nicht erwischt, er wird also noch hier lauern, und er hat bereits zwei Menschen auf dem Gewissen.« Vom Tod der Großmutter sagte ich kein Wort.

»Wieso denn?«

»Ich weiß es auch nicht. Es waren die beiden Männer, die auf dich aufpassen sollten.«

»Nicht der Engländer?«

»Nein.«

»Aber der hat mich geholt.«

»Ich weiß.«

»Woher denn?«

»Das ist jetzt unwichtig, Christina. Ich muß den dritten haben. Auf ihn kommt es an.«

»Dann gehört er nicht zu dem Engländer?«

»Nein.«

Sie wollte noch etwas fragen, aber ich legte einen Finger auf den Mund. Christina verstand.

Ich bewegte mich kriechend auf den Ausgang des Fasses zu, der wie ein riesiges Loch wirkte. Meine Nerven waren angespannt, ich hielt die Beretta in der Hand. Einem Angriff mit der zweckentfremdeten ›Lanze‹ war ich entgangen. Ob ich bei einem zweiten Glück hatte, konnte ich nicht sagen. Es war mein Glück, daß ich mich so laut wie möglich über das Innenholz des Fasses bewegte, denn so hörte ich

direkt über mir das Geräusch.
Sehr leise, schleifend und kratzend…
War er das?
Ich hielt inne, schaute hoch und dachte daran, einfach in die Höhe zu schießen. Wenn der Killer auf dem Faß hockte und die Silberkugeln durchschlugen es, hatte ich vielleicht Glück. Aber das Holz war ziemlich dick. Außerdem wußte ich nicht hundertprozentig, ob es sich auch um den Mörder handelte.
Ich verhielt mich ruhig.
Das Schleifen verstummte.
Hockte er noch immer dort oben, oder hatte er seinen Platz noch wechseln können?
Ich ging das Risiko ein und bewegte mich weiter auf den runden Ausgang zu.
Davor hielt ich ein.
Ich atmete ein, konzentrierte mich, hechtete aus dem Faß und hatte meinen Schwung genau berechnet, denn ich wollte nicht an der anderen Gangseite zu hart gegen das Faß prallen.
Ich rollte mich ab, stieß trotzdem gegen das Hindernis, sprang hoch und lief zur Seite, wobei ich mit der Waffe schräg in die Höhe zielte und als Fixierpunkt den oberen Rand des Fasses nahm, aus dem ich vor einigen Sekunden entwischt war.
Nichts zu sehen.
Ich atmete auf, ließ die Waffe aber nicht sinken, da ich mit jedem Trick rechnete.
»Siehst du etwas?« erreichte mich Christinas flüsternde Stimme. Sie hockte im offenen Faß und zitterte vor Spannung.
»Noch nicht.«
»Ich könnte rauskommen und…«
Mein heftiges Kopfschütteln unterbrach sie. »Nein, bleib dort, wo du bist.« Ich hatte mich zurückgedrückt und berührte mit dem Rücken ein Faß hinter mir. Noch hatte ich von meinem Gegner nichts gesehen. Keine Hand, kein Gesicht, keinen Zipfel. Er mußte sich irgendwo verborgen halten, möglicherweise steckte er zwischen den Fässern, denn an ihren Ober- und Unterseiten gab es noch genügend Lücken, durch die jemand schauen konnte. Die Fässer berührten sich eigentlich nur in der Mitte, wo sie besonders bauchig waren.
Ich grinste Christina kurz zu, auch mehr aus Verlegenheit, weil ich im Moment nicht wußte, was ich unternehmen sollte. Für mich war wichtig, daß ich hier rauskam. Zusammen mit dem Mädchen und möglichst unverletzt.
Etwa eine Minute verstrich. Nichts tat sich.
Ich hörte auch keine fremden Geräusche. Das leise Knacken war schon immer da gewesen. Das Holz der Fässer arbeitete immer. Es

bewegte sich, es knackte, als wollte es uns mitteilen, daß mit ihm noch zu rechnen war.

Ewig konnten wir nicht hierbleiben. Mein knappes Nicken ließ Christina aufatmen. Sie war bereits zum Rand des Fasses vorgekrochen und schaute hinaus.

»Sollen wir?«

»Ja, aber sei vorsichtig.«

Während Christina sich vordrückte, ging ich einen kleinen Schritt auf das Faß zu.

Christina zitterte noch immer. Ein Träger ihres Kleides war verrutscht. Mit einer mechanischen Bewegung drückte sie ihn zurecht und nickte mir zu.

»Halte dich immer dicht bei mir!« flüsterte ich ihr zu. »Nur so können wir etwas erreichen.«

»Aber ich brauche eine Waffe.« Sie deutete auf meine Pistole. »Hast du noch eine zweite?«

»Nein.«

»Das ist schlecht. Ich habe auch nichts gesehen«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, wer hier lauert. Hast du vielleicht eine Idee?«

»Kaum.«

Sie schaute prüfend gegen mein Gesicht. »Aber du hast eine Idee, nicht wahr?«

Ich lächelte kantig. »Wie kommst du darauf?«

»Das sehe ich dir an. Du willst darüber nicht reden, weil die Idee zu unwahrscheinlich ist. Du hast von Claus von Aragon einen Auftrag bekommen, den du durchführen willst. Und du rechnest damit, daß alles stimmt, was er gesagt hat.«

»So ungefähr.«

»Dann ist der Mörder ein Toter!« stellte sie fest und sagte es so, daß Widerspruch erst gar nicht aufkam.

Ich schwieg. Sie hatte ja recht. Es bestand die Gefahr, daß hier ein Zombie lauerte, einer der drei Untoten, die eigentlich hätten in der Schlinge hängen müssen. Aber diese Tatsache hatte ich ihr lieber verschweigen wollen.

Ich spürte ihre Hand an meinem Arm. »Du brauchst auf mich keine Rücksicht mehr zu nehmen, John. Ich habe mich mit den Tatsachen abgefunden. Es gibt eben Dinge, denen man einfach nicht entgehen kann. Da müssen wir beide durch.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

Wir nahmen denselben Weg, den ich gekommen war. Beide waren wir unwahrscheinlich auf der Hut, hatten unsere Ohren gespitzt, aber es waren keine fremden Geräusche zu hören.

Christina arbeitete gut mit. Sie schaute immer wieder über die Schulter zurück, aber der Gang hinter uns zwischen den Fässern

verschwamm im Dämmer.
Uns umgab eine bedrückende Atmosphäre. Die Luft schien sich verdichtet zu haben. Für meinen Geschmack roch sie noch intensiver nach Sherry als zuvor. Sie kam mir schwül vor, als würde im nächsten Moment innerhalb des Gewölbes ein Gewitter losbrechen.
Es tat sich nichts.
Wir kamen unangefochten weiter, und Christina beruhigte sich auch wieder. Ihre Nerven glätteten sich. Der Blick war wachsamer geworden, weniger von der Angst diktiert.
Sie war es auch, die den Killer entdeckte.
Ihr leiser Ruf warnte mich. Gleichzeitig blieb sie stehen. Der rechte Arm schnellte hoch, sie streckte den Finger aus, deutete nach vorn und gleichzeitig nach rechts.
Auch ich sah den Kopf.
Ziemlich groß, mit blonden Haaren, die wie Stroh wirkten. Darunter zeichnete sich ein graubleiches Gesicht ab, das hölzern wirkte, als wären die Nase, die Ohren und der Mund hineingeschnitzt worden. Tote, leere Augen glotzten auf uns nieder, und ich zögerte damit, die Waffe- hochzureißen und zu schießen.
Den Ausdruck des Gesichts kannte ich. Diese Leere, dieses nicht Vorhandensein eines Gefühls. So etwas hatte ich schon unzählige Male gesehen, und zwar bei bestimmten Wesen.
Bei Zombies!
Und der auf dem Faß über uns war ein lebender Toter. Daran gab es für mich nichts zu rütteln.
Auch Christina dachte ähnlich. Sie fragte mich aber. »Ist das einer von diesen…?«
»Ja.«
Dann verschwand es. Blitzschnell. Ich hatte mich durch die Antwort ablenken lassen, reagierte deshalb zu spät und ließ die Waffe sinken. Es kam zu keinem Schuß.
Christina ächzte auf. Sie drückte ihre Stirn gegen meine Schulter. »Mein Gott«, hauchte sie. »Es ist tatsächlich wahr. Ich habe ihn gesehen, es gibt ihn.«
»Wie meinst du das?«
»Man hat doch darüber gesprochen. Meine Großmutter kennt die Geschichte auch. Von Aragon hat die Männer hängen lassen. Das heißt, einer seiner Vorfahren. Ich weiß nicht, ob es der Vater oder der Großvater gewesen ist, aber so ungefähr muß es gelaufen sein. Drei gedungene Killer wollten ihn töten.«
»Wer hat sie gedungen?«
»Die Menschen aus Ayamonte. Ich weiß nicht, ob von denen noch einer lebt. Ich glaube ja. Es ist der alte Ramon, der müßte noch wissen, was damals geschehen ist.«

»Wir werden mit ihm reden. Zuvor aber will ich hier rauskommen. Ich lehne Sherry zwar nicht ab, aber ich habe ihn lieber im Glas als im Faß.«

Christina lächelte. »Das kann ich verstehen.«

Wir wußten jetzt, daß man uns beobachtete. Sosehr wir auch schauten, wir sahen ihn nicht.

Das Gesicht hatte sich in meine Erinnerung eingeprägt. Ich wußte genau, wen ich vor mir gehabt hatte. Noch einmal vergegenwärtigte ich mir den Film, stellte mir die Gruppe der Gehängten vor.

Der Mensch mit dem grauen Gesicht war der Zwerg oder Liliputaner gewesen, den man aufgehängt hatte.

Christina hatte den Toten im Faß nicht gesehen. Durch mich war ihr Blickfeld eingeschränkt gewesen. Aber sie würde noch die anderen beiden Toten zu Gesicht bekommen, und ich bereitete sie mit behutsamen Worten darauf vor.

Sie nahm es gefaßt auf, nickte, bekam einen Schauer und hob dann die Schultern. »Es ist eskaliert, John. Es ist einfach auseinandergeplatzt. Lange genug hat die Gewalt geschlummert, jetzt muß sie sich einfach freie Bahn verschaffen. Was soll man machen? Ich jedenfalls komme dagegen nicht an.«

»Ja. Versuchen wir, sie in Grenzen zu halten.«

»Okay.«

Der Zombie hielt sich zurück. Ich rechnete damit, daß er uns dort erwarten würde, wo die Reihe der Fässer aufhörte und sich der Tisch mit den beiden Bänken befand.

Der Tote lag noch immer dort.

Christina blieb für einem Moment stehen, starrte ihn an, verfiel aber nicht in Panik. Auch kurze Zeit später nicht, als sie William, den Butler, sah. Er hockte auf dem Boden, stierte ins Leere und zitterte.

Sein Gesicht glühte im Fieber. Um seine verletzte Hand war noch immer das Handtuch gewickelt.

Christina stellte keine Frage. Sie bekam von mir trotzdem eine Erklärung. »Ich habe mich wehren müssen…«

»Ja«, sagte sie, »ja…« Wahrscheinlich dachte sie daran, wie sie von William entführt worden war, und über ihren Körper kroch wieder ein Schauer.

Dann drehte sie sich scharf um. »Sinclair!« Der Butler sprach mit trockenen Lippen. »Hast du ihn erwischt?«

»Nein.«

Er kicherte. »Dann wird er dich erwischen. Ja, er wird dich erwischen, und ich werde nicht mehr mit dir gehen. Ich will hier hockenbleiben, verstehst du?«

»Sie brauchen einen Arzt, der sich um Ihre Hand kümmert.«

»Ich bin erledigt.«

»Das auch.«

»Dann laß mich hier allein, verdammt!« schrie er mich an, spie mir sogar ins Gesicht, drehte sich und wollte zur Seite kriechen. Dann fing er an zu lachen. So schrill und wahnsinnig, daß es nicht mehr normal klang.

»Er macht mir Angst«, flüsterte Christina.

»Das kann ich verstehen. Wahrscheinlich ist William wahnsinnig geworden. Er hat es nicht mehr gepackt. Es war einfach zu viel für ihn. Außerdem ist er ein Verbrecher.«

Christina unterbrach mich. »Er drang in unser Haus ein und erklärte, daß er alles am Strand gesehen hätte, was dort passiert ist.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann schlug er mich bewußtlos und schaffte mich weg. Meine Großmutter blieb zurück.«

»Laß uns gehen, Christina.« Wäre ich allein gewesen, hätte ich mich noch auf die Suche nach dem Zombie gemacht. Aber ich wollte die junge Spanierin keiner unnötigen Gefahr aussetzen, wobei sie zwar mitging, draußen aber, wo uns die Hitze umwaberte, ihre Haare zurückstrich und über ihr klebriges, verschmutztes Gesicht rieb.

»Ich möchte mit dir reden.«

»Bitte, was ist?«

»Ich war nicht allein im Haus, John.«

Ich ahnte, was auf mich zukam und nickte. »Es stimmt, du warst nicht allein.«

»Dich meine ich nicht, sondern meine Großmutter. Die alte Dame war ebenfalls da.«

Als sie mein Gesicht sah, griff sie mit spitzen Fingern zu. Sie schüttelte mich durch, und dann schrie sie. »Was ist mit meiner Großmutter, John? Was ist mit ihr? Du mußt es wissen!«

»Christina, bitte…« Meine Stimme krächzte. »Ich möchte nicht, daß du es…«

Sie fragte direkt. »Ist sie tot?«

»Ja!«

»Nein!« Sie trat einen Schritt zurück. Dann flüsterte sie das Gegenteil. »Also doch. Sie lebt nicht mehr. Sie ist tot, man hat sie… hat man sie umgebracht?«

Ich nickte.

»War es der Engländer?«

Es hatte keinen Sinn, sie zu belügen, aber auch ohne meine Antwort wußte sie Bescheid. Sie wurde so bleich, daß ich mich vor ihr schon erschreckte.

Dann drehte sie plötzlich durch, schrie, brüllte, wurde hysterisch in ihrem Schmerz und rannte auf die große Tür des Weinkellers zu. Sie setzte so viel Kraft ein, daß sie die Tür beim ersten Versuch schon

aufreißen könnte.

Ich war noch hinter ihr, sah, daß Christina in den Keller hineinstolperte, und hörte sie schreien.

Anders als zuvor.

Voller Panik und schrill.

Ich rechnete mit dem Schlimmsten, als ich ihr mit langen Schritten nacheilte.

Und plötzlich war der Zombie da. Er huschte aus dem offenen Türspalt, er war ungemein schnell, trotz seiner kurzen Beine und der langen Waffe, die er in der Hand hielt.

Als ich meine Beretta hervorholte, schleuderte er den ›Speer‹ auf mich zu.

Ich duckte mich, hatte das Pech, auf einem aus dem Boden ragenden Stein auszurutschen, fiel, und die Waffe flog über mich hinweg. Als sie aufprallte, klirrte es.

Er sprang hoch.

Wie ein Gummiball mit zwei Beinen kam mir der Untote vor. Gegenüber befand sich eine Mauer.

Deren Krone erreichte er und warf sich mit einem Satz vor.

Knorriges, aber dicht bewachsenes Gebüsch fing ihn auf und schluckte ihn. Ihm eine Kugel hinterherzuschießen, wäre Munitionsverschwendung gewesen.

Nach wenigen Sekunden waren auch die Geräusche verstummt, die seine Flucht begleiteten.

Ich dachte an Christina und drehte mich um. Mit einem heftigen Ruck zerrte ich das Tor bis zum Anschlag auf. Jetzt fiel ein breiter Lichtstreifen in den Weinkeller. Er reichte aus, um alles sehen zu können, was sich im vorderen Bereich abspielte.

Eigentlich war schon alles vorbei.

Christina stand neben einem Toten. Sie hatte den rechten Arm erhoben, die Hand zur Faust geballt und sah so aus, als wollte sie dem Butler auf den Kopf schlagen.

Das konnte sie sich sparen.

Der Mann war tot.

Durchbohrt worden von diesem zweckentfremdeten Speer, der ihn zweimal erwischt hatte. Aus den Wunden sickerten noch immer Blutbäche.

Für einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als wäre alles nicht wahr gewesen.

Diese Erkenntnis der Gewalt ging auch an mir nicht spurlos vorbei. Es war einfach Irrsinn, es war nicht zu fassen, zu grauenhaft. Es kam mir vor, als wäre hier ein besonders schrecklicher Film gedreht worden, der sogar noch eine musikalische Untermalung bekommen hatte, denn aus dem Ort hallten die Klänge einer Gitarre zu mir hoch.

Es war eine schwermütige, traurige Melodie und passend zu diesen furchtbaren Ereignissen, die uns überrollt hatten.

»Christina…«

Ich rief sie an, aber sie reagierte nicht. Erst als ich den Ruf wiederholte, drehte sie sich sehr langsam um und ließ den Stein fallen, den sie in der rechten Hand gehalten hatte. Als er zu Boden klatschte, schaute sie ihm nach, hob die Schultern und sagte mit leiser Stimme. »Er war schon tot. Bei Gott, er war schon tot.«

Weinend fiel sie in meine Arme.

Auch an meinen Nerven zerrte dieser furchtbare Fall. Ich war praktisch vom Himmel in die Hölle gekommen. Man hatte mich hineingeworfen, ich erlebte das Grauen pur, ich wollte einfach nicht mehr weiter darüber nachdenken.

Christina war in diesem Moment wie eine Puppe. Ich drückte sie zur Seite, und sie ließ alles mit sich geschehen. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie keine Schuhe trug.

Wir gingen den Weg zurück und blieben dabei im Schatten. Christina weinte leise. Ihr Gesicht war naß. Hin und wieder schluchzte sie auf. Wahrscheinlich dachte sie auch an ihre Großmutter. Sie würde die Frau sehen, wenn wir das Haus betraten. Zuvor wollte ich sie noch mit behutsamen Worten auf den Schock vorbereiten.

Es mußte ja weitergehen. Die Zombies durften nicht länger existieren.

Claus von Aragon hatte mir den Auftrag gegeben, sie zu vernichten. Er hatte damit sein eigenes Spiel in Gang gesetzt. Für mich ging es nicht mehr um ihn, dieser Fall war von nun zu meiner persönlichen Sache geworden.

Die folgende Nacht würde die Entscheidung bringen!

***

Nikotingelbe Finger hielten die Zigarette, die zur Hälfte aufgeraucht worden war. Das durch Falten und Runzeln gezeichnete Gesicht des alten Mannes verschwand hinter einem Vorhang aus Rauch, aus dem ein dunkler Hut hervorschaute, den der Mann auf seinem Kopf trug.

Wir hockten ihm gegenüber und sprachen zunächst einmal nichts. Es war kühl im Haus der Romeros. Christina hatte sich nicht davon abhalten lassen, mir zu helfen. Wir beide hatten die Großmutter in ihr Zimmer getragen und auf das Bett gelegt. Die Wunde an der Kehle hatte ich zuvor mit einem Handtuch umwickelt.

Die offizielle Polizei hier im Land wollte ich noch aus dem Spiel lassen, was auch Christina sehr recht war. Die Beamten hätten nur gestört, und den Antworten auf ihre Fragen hätten sie kaum Glauben schenken können. Es war besser, wenn wir sie erst später holten, zunächst einmal mußten noch offene Fragen beantwortet werden,

wobei ich hoffte, daß mir der alte Ramon helfen konnte.

Wir saßen in einem kleinen Zimmer zusammen, in dem sonst gegessen wurde.

Der dunkle Tisch hob sich scharf von den hellen Wänden des Raumes ab. Durch zwei kleine Fenster fielen Streifen des Sonnenlichts. Der helle Ball war schon weitergewandert und sank allmählich dem weiten Atlantik im Westen entgegen.

Ich schaute nach links, wo Christina Platz genommen hatte. Sie saß praktisch zwischen uns, denn Ramon und ich hockten an den Enden des Eßtisches.

Er schwieg noch immer, aber er hatte bereits einen knappen Kommentar gegeben und nur gesagt, daß es einmal so hatte kommen müssen. Mehr nicht. Dann hatte er sich eine Zigarette angezündet, war stumm geworden und rauchte vor sich hin.

Christina saß zwischen uns wie eine blasse Puppe. Es war kaum zu sehen, daß sie atmete, und der Blick ihrer leeren Augen glitt über die leere Tischplatte hinweg.

Nur neben Ramon stand ein Aschenbecher, in dem er seinen Zigarettenstummel ausdrückte, bevor ihm die Glut noch die Fingerkuppen ansengte. Der letzte Rauch strömte aus seiner Nase, danach wischte er mit den gekrümmten Fingern über seine müden Augen, in denen helles Wasser schimmerte, denn auch an ihm war der schreckliche Tod der alten Frau nicht spurlos vorübergegangen.

So verständlich die Trauer auch war, es hatte nur keinen Sinn, sich nur darin zu ergehen. Wir mußten nach vorn blicken. Im Klartext hieß dies, bis hinein in die folgende Nacht, in der ich die Entscheidung haben wollte.

Da ich die spanische Sprache einigermaßen verstand, konnte ich mich mit Ramon unterhalten. »Was ist damals passiert?« fragte ich ihn. »Was ging da vor sich?«

»Mit Christina wollte ich nicht reden. Sie mußte erst wieder zu sich selbst finden.«

»Damals?«

»Ja.«

Er holte eine neue Zigarette aus dem Päckchen und zündete das Stäbchen an. In seiner dunklen Haut gerieten die Falten in Bewegung, die Lippen zuckten ebenso wie der graue, schmale Bart, der auf seiner Oberlippe wuchs. Ich wußte nicht, wie alt Ramon war, aber seine Augen blickten noch jung.

Sie waren von einer außergewöhnlichen hellen Bläue. Der Hals sah aus wie ein knorriges Stück von einem Baumstamm. Dünn die Haut, tief die Falten, und sein Adamsapfel stand vor wie ein Stück Knoten, der beim Schlucken auf- und abhüpfte.

»Es war schlimm. Ich war ein kleiner Junge.«

»Kannst du dich erinnern?«

»Nicht an alles, aber ich weiß, daß die Angst schon immer hier gewesen ist. Die Angst vor dieser schrecklichen Familie, die hier seit Jahrhunderten das Sagen hat. Die Wein-Könige.«

»Bis hin zum Mord.«

»Ja, bis zum Mord.« Ramon rauchte versonnen und schaute auf die junge Frau, als könnte sie ihm eine Antwort geben, aber Christina sagte kein einziges Wort.

»Es muß einen Grund geben, Ramon.«

Der alte Mann nickte mir zu. »Damals, als noch der Vater und der Großvater des jetzigen von Aragon lebten. Ein deutschspanischer Adel, ein Geschlecht, das die Menschen hier nur hassen konnten. Man lebte mit ihnen, man arbeitete für sie, man wurde ausgebeutet und ausgepeitscht, das habe ich selbst erlebt. Wer den Aragons nicht paßte oder aufmuckte, der bekam die Peitsche zu spüren.«

»Starben auch Menschen?«

Ramon verzog die Lippen, die in seinem Gesicht kaum auffielen. »Ich weiß es nicht, ob sie starben, aber viele verschwanden einfach und kehrten nicht mehr zurück. Sie waren plötzlich nicht mehr da, verstehst du das? Einfach weg.«

»Ich glaube schon. Wehrte man sich nicht?«

»Wie denn?«

Ich schwieg.

Ramon rauchte und fuhr fort. »Die Aragons hatten Macht, das wußten sie auch. Sie waren ja nicht allein. Viele Menschen standen ihnen zur Seite. Sogar unter den Dorfbewohnern gab es diese Speichellecker, die Verräter. Wir hätten es nie geschafft, gemeinsam gegen sie vorzugehen, denn die von Aragons umgaben sich mit gefährlichen Helfern. Sie waren grausam und brutal. Sie schlugen zu, wo sie nur etwas Verdächtiges sahen. Aber dann begingen sie einen Fehler.« Ramon legte eine Pause ein und stäubte die Asche der Zigarette ab.

»Welchen?«

»Sie töteten einige Landstreicher, Fahrensleute, Menschen vom Zirkus, die mit ihren kleinen Vorführungen ihr Geld verdienen wollten. Ein Soldat, ein Clown und ein Zwerg…«

»Clown?«

»Ja, jemand mit rotem Haar und einem schwarzen Glanzanzug.« Der Alte deutete mit beiden Händen an seinem Körper herab, als wollte er es nachzeichnen. Daß er dabei Asche verlor und diese auf seine Hosenbeine fiel, störte ihn nicht.

»Warum wurden sie getötet?«

»Sie brachten den von Aragons keine Achtung entgegen. Sie lachten sie aus, sie wollten nicht kuschen und nicht verschwinden. Dafür

mußten sie dann bezahlen. Es wurden Galgen gezimmert, die heute noch stehen. Man schweigt darüber, doch auch in dieser Zeit traut sich niemand, die Galgen zu zerstören. Die drei Männer wurden aufgehängt, und man dachte, sie wären tot.«

»Was passierte dann?«

»Dann waren sie verschwunden.«

»Einfach so?«

Ramon nickte, bevor er flüsterte. »Sogar einen Tag später waren sie nicht mehr zu sehen. Keiner weiß genau, wer sie aus den Schlingen gezerrt hat, aber man sah sie nicht mehr. Man hat die Leichen weggeschafft.«

»Suchte man denn nicht nach einer Erklärung?« wollte ich wissen.

Ramon nickte. »Und ob man das tat. Man redete miteinander, man forschte nach, und man kam auf die Idee, daß es der Teufel gewesen sein mußte.«

»Hat er sie aus den Schlingen geholt?«

Ramon wiegte den Kopf. »Nicht so direkt«, meinte er. »Der Teufel hat einen Helfer gehabt. Er befand sich unter den Zirkusleuten. Es war eine alte Frau, eine Hellseherin, die auch ihre Kunststücke vorführte. Das hat man sich erzählt. Sie war außergewöhnlich, es hieß, daß sie einmal dem Teufel als Hexe gedient hatte, und sie gehörte zu den Menschen, die Tote liebten.«

»Warum?«

Ramon drückte die Zigarette aus und lehnte sich zurück. »Ich weiß es nicht. Keiner weiß es genau. Aber es heißt, daß sie sich dem Teufel schon zu Lebzeiten verschrieben hatte und er ihr deshalb einen Gefallen tun würde.«

»Die Erweckung der Gehängten?«

»Ja, das sagte man dann später.«

Ich widersprach nicht, ich schüttelte nicht einmal den Kopf, denn diese Geschichte, so unwahrscheinlich sie mir auch klang, war für mich trotzdem glaubhaft. Alte Legenden und Sagen besaßen immer einen wahren Kern, und Zombies hatte es schon zu allen Zeiten gegeben.

»Der Teufel löste sein Versprechen ein. Ob die Frau es auch eingelöst hatte, kann ich nicht sagen, aber ich gehe davon aus, denn der Satan holt sich immer, was ihm zusteht. Und seit dieser Zeit gibt es sie, denn sie können nicht sterben. Mal merkte man jahrelang nichts von ihnen, mal kommen sie wieder zum Vorschein, so wie jetzt. Sie haben nichts vergessen, gar nichts, und der Druck der Familie hat sich zwar gelindert, aber er ist immer noch groß genug. Nur das Wort eines von Aragons gilt hier etwas. Den Bewohnern im Ort haben sie nichts getan. Aber sie wußten genau, wer für und wer gegen die von Aragons war. Danach haben sie sich gerichtet.«

»Ich habe sie gesehen«, sagte ich.
Ramons Augen blitzten. »Wo denn?«
»Auf einem Film, der mir vorgeführt wurde. Hattest du nicht davon gesprochen, daß die drei alten Galgen noch an ihrem angestammten Platz stehen?«
»Das hatte ich.«
»Dort habe ich die Leiber sehen können. Sie hingen mit den Hälsen in den Schlingen, ihre Körper wurden von leichtem Nachtwind bewegt und schaukelten hin und her. Es waren der Clown, der Zwerg und der Soldat. So wie du es gesagt hast, Ramon. Und es war auch der Zwerg, der die drei Männer im Weinkeller tötete und es auch bei mir versuchte. Aber ich entwischte ihm.«
»Dann irrte der Zwerg durch den Ort?«
»So ist es gewesen. Aber ich möchte mich darauf nicht verlassen, Ramona Ich habe vor, dorthin zu gehen, wo die drei Galgen stehen, und ich will, daß du mir den Weg beschreibst.« Mit der Karte des Butlers konnte ich nichts anfangen.
Er wurde nervös. Seine Hände fuhren über das Kinn, er schluckte, der Adamsapfel tanzte dabei, und einige Male schüttelte er sogar den Kopf. »Nein, das ist so gut wie nicht möglich. Ich würde dich in den Tod jagen…«
Christina Romero hatte bisher geschwiegen. Nun aber meldete sie sich. »Irrtum, Ramon, du wirst es tun, denn John ist ein besonderer Mann. Er ist gekommen, um die lebenden Leichen endgültig zu vernichten.«
Der alte Mann überlegte. »Damit ist das Problem aber nicht gelöst worden, es bleiben die Aragons.«
»Darum müssen wir uns kümmern«, sagte sie und fuhr mit beiden Händen durch ihr schwarzes, lockiges und leicht glänzendes Haar. »Es kann nicht Johns Aufgabe sein, darüber zu entscheiden. Wichtig allein ist, daß er die Untoten vernichtet. Alles weitere wird sich irgendwann schon von selbst erledigen, glaube ich.«
»So, das glaubst du?«
»Ja, ich glaube es.«
»Ich aber nicht. Ich…«
»Ramon.« Sie sprach zu ihm wie zu einem kleinen Kind. »Denk doch daran, daß ich meine Großmutter verloren habe. Und es war einer von den Aragon-Knechten, der sie ermordet hat.«
»Ja, und jetzt ist er tot.«
»Das stimmt. Nur können wir nicht zulassen, daß diese lebenden Leiche auch weiter töten. Irgendwann einmal wird es keine Aragons mehr geben, aber ihren Trieb haben sie nicht gestillt. Sie können doch ewig leben, dafür hat der Satan gesorgt. Und weil sie leben, werden sie immer wieder Jagd auf Opfer machen. Sie holen sich dann andere

Menschen. Welche wie du und ich.«

Der alte Ramon überlegte. Mit beiden Händen wischte er durch sein Gesicht und knetete die weiche, faltige Haut. Es dauerte eine Weile, bis er die Arme wieder sinken ließ. Er blickte mich an und fragte, ob ich etwas Besonderes wäre.

»Nein, das bin ich nicht.«

»Aber du willst dich den Zombies stellen.«

»Ja.«

»Kannst du das?«

»Das glaube ich schon.« Ich griff unter mein Hemd und holte das Silberkreuz hervor, das beide staunend anschauten. Auch Christina sah er zum erstenmal.

Der alte Ramon flüsterte: »Por Dios, das ist etwas Wunderbares, das du da besitzt.«

»Ich streite es nicht ab.«

»Wer bist du denn?«

Ich hob die Schultern. »Ein Mann, der sich mit Geistern beschäftigt. Mit Dämonen, mit dem Teufel, mit der Hölle, mit allen Kräften, die der Schwarzen Magie zugetan sind. Ich habe geschworen, sie zu bekämpfen und tue das schon seit Jahren. Ich will mich nicht selbst loben, aber du kannst mir vertrauen, Ramon.«

Er senkte seinen Blick und schaute auf die Hände, die er auf den Tisch gelegt hatte. Christina und ich ließen ihn nachdenken, und er hatte auch eine Entscheidung getroffen, die er uns durch sein Nicken mitteilte. »Ja, ich glaube dir.«

»Dann wirst du uns helfen?« fragte ich.

»Bitte!« flüsterte Christina.

Ramon lächelte und strich über den Arm der jungen Frau. »Ja, ich werde versuchen, euch zu helfen, denn ich denke auch an deine Großmutter, die ich sehr gemocht habe. Irgendwie fühle ich mich schuldig ihr gegenüber. Sie war eine sehr gute Frau, sie hat immer die Menschen gesehen, sie wollte jeden leben lassen. Sie war weise, und wir haben oft vor den Häusern zusammengesessen. Schon ihretwegen werde ich mich auf eure Seite stellen. Zombies darf es nicht geben. Was einmal tot ist, das muß auch tot bleiben.«

Mit diesen Worten hatte der alte Ramon fast meinen gesamten Berufsethos erfaßt. Denn so und nicht anders dachte ich auch. Ich blickte in das Gesicht, das mir wie eine Landschaft vorkam, weil es so zerfurcht und zerklüftet war, und stellte dann die Frage nach dem genauen Weg.

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Wann willst du denn dort sein?«

»In der Dämmerung.«

»Sind sie denn da? Hängen sie an den Galgen?« fragte Christina.

»Das will ich hoffen.«
»Und wenn nicht?«
»Komme ich wieder zurück. Aber ich kann mir vorstellen, daß sie immer an den Platz zurückkehren, wo sie umgebracht wurden. Auch lebende Leichen brauchen einen Fixpunkt.«
Christina stöhnte auf und fuhr abermals durch ihr Haar. »Wie sich das anhört - furchtbar.«
»Leider ist es so.«
Ramon kam auf den Weg zu sprechen. »Es ist nicht einmal weit bis zu diesem Ort, aber der Weg ist doch beschwerlich,, weil er in die Berge hineinführt und gleichzeitig auch in die Nähe der Steilküste.«
»Ja, das stimmt«, sagte ich. »Auf dem Film, den ich sah, waren die Steilküste und der Strand zu sehen.« Ich erklärte Ramon, was es mit dem Film auf sich hatte. »Durch ihn bin ich praktisch hierhergekommen. Man hat mich durch den Streifen gelockt.«
»Und es war Claus von Aragon?«
»Ja.«
Ramon nickte. »Er ist der letzte in der langen Ahnenreihe. Soviel ich weiß, hat er keine Nachkommen. Ich hoffe, daß dieses verfluchte Geschlecht ausstirbt.«
»Die Zombies sind jetzt wichtiger.« Ich hörte den Beschreibungen genau zu. Was ich nicht richtig verstand, übersetzte Christina mir. Ich war zufrieden.
Der Abend war bereits angebrochen, die Sonne würde bald wie ein Glutball im Meer versunken sein, um dem grauen Zelt der Dämmerung den nötigen Platz einzuräumen.
Dann wollte ich an Ort und Stelle sein.
Vom langen Sitzen war ich steif geworden. Meine Gelenke knackten, als ich ruckartig aufstand.
Dann sagte Christina Romero etwas, das mir überhaupt nicht gefiel. »Ich werde mit dir gehen, John.«
Nein wollte ich sagen, aber ein Blick in ihre Augen belehrte mich eines Besseren. Sie war fest dazu entschlossen. Wenn ich ablehnte, würde sie allein gehen, und das Risiko wollte ich auf keinen Fall eingehen, deshalb stimmte ich zu.
Der alte Ramon lächelte und gab einen weisen Kommentar. »Die Frauen haben immer das letzte Wort gehabt, und das wird auch in Zukunft so bleiben…«

***

Die Sonne sank!
Sie hatte sich verändert und war zu einem gewaltigen Rund geworden, das in allen Rotfarben schimmerte. Von einem sehr tiefen Rot bis hin zu einem fast strahlenden Orange, das schon in den

gelblichen Farbton überging. Sie fiel in die westliche Richtung hinein, und vor dem Ball lagen einige dunkel aussehende Wolken wie lange Zungen.

Noch konnte sie ihre Strahlen ausschicken und bedeckte damit das Meer wie mit einem blutigen Schleier, der, je mehr er an Kraft verlor, immer breiter ausfächerte, um dann mit seinen Ausläufern den Strand zu erreichen.

Die Oberfläche schien zu einem unermeßlich weiten, wertvollen Areal geworden zu sein, zu einer Phantasie aus Gold und Blut, aus der jeden Augenblick geheimnisvolle Gestalten hochsteigen konnten, die bisher in der Tiefe gelauert hatten.

Die in der Dünung des Meeres fahrenden Schiffe sahen aus wie schwarze Silhouetten, und sie schienen von den Strahlen festgesaugt zu sein, so langsam nur bewegten sie sich.

Aber die Sonne blieb nicht allein auf das Meer beschränkt. Ihre Strahlen fächerten dermaßen breit auseinander, daß sie auch das Ufer mit der Steilküste erreichten und die braungraue, verbrannt wirkende Erde ebenfalls wertvoll aussehen ließen.

Ein Sonnenuntergang, wie man ihn sich schöner nicht vorstellen konnte. Etwas für Maler, für Musiker, die durch ihn die entsprechenden Inspirationen bekamen.

Die drei Galgen aber erreichten die Strahlen nicht.

Sie standen zu weit von der Steilküste entfernt, erinnerten an eine böse, finstere Drohung und waren trotz der langen Zeit noch nicht zusammengefallen.

Sie standen da, wie für die Ewigkeit gebaut, und in ihren drei Schlingen baumelten die Körper.

Es war ein leichter Wind aufgekommen, der gegen die steifen Körper blies und dafür sorgte, daß sie hin- und herschwangen. Sie rührten sich nicht, sie hingen wie Puppen in den Ovalen aus Hanf, mit ungewöhnlich verrenkten Gliedern, gebrochenen Genicken und hochgezogenen Schultern, wobei bei zwei von ihnen die Zungen wie bläuliche Klumpen aus den Mäulern hingen. Ihre leichenfahlen Gesichter hätten auch die Strahlen der roten Sonne kaum anders aussehen lassen können. Sie waren einfach furchtbar, durch den Tod gezeichnet, aber nicht verwest.

Auch der Zwerg war nach seiner Tat wieder an diesen Ort zurückgekehrt und hatte seinen Hals in die Schlinge gesteckt. Sein übergroßer Kopf saß verrenkt auf der Schulter und so zur Seite gedreht, als würde er im nächsten Augenblick abfallen.

Ähnlich erging es auch dem Clown, der Ähnlichkeit mit einem Punker aufwies. Auch sein Körper war nicht gedreht. Mit der Frontseite wies er in Richtung Strand.

Nur war sein Kopf nach vorn gesunken. Fast so weit, daß sein Kinn

die Brust leicht hätte berühren können.
Drei Tote.
Drei Leichen in Henkersschlingen, deren Körper sich im Rhythmus des einfallenden Windes bewegten.
Und die Sonne sank tiefer.
Erste Schatten entstanden. Nicht nur auf dem Wasser breiteten sie sich aus, sie reichten auch bis in das Land hinein, wo sie die niedrigen Bäume und Buschgruppen mit ihrem grauen Schleier überdeckten und zudem ein gewisses Zwielicht schufen.
Sie wirkten wie geheimnisvolle Boten, die aus dem All kamen, um der Erde einen flüsternden Rat zu geben.
Schon bald warfen auch die drei Galgen ihre Schatten. Noch einmal zeichneten sich diese makabren Gegenstände auf dem Boden ab, und auch die Schatten der Leichen bewegten sich mit den gleichen Schwingungen. Zwielicht kroch über den Boden und verteilte sich geheimnisvoll zwischen den Büschen und Sträuchern.
Der Wind strich auch über den Grund, auf dem die Erde ausgebrannt war und Staub erzeugt hatte. In ihn griff er hinein und schuf lange und dicke Wolken, die er vor sich hertrieb, als wäre es ein zitternder Nebel. Gerieten die Staubwolken in den Bereich der immer dunkelroter werdenden Sonnenstrahlen, dann funkelten seine Partikel auf, als wären sie winzige Blutkristalle.
Und die Gehängten schaukelten. Sie überließen sich den Kräften der Natur, sie konnten selbst nichts tun, aber ihre Zeit würde kommen, das stand fest.
Sie kam sogar bald!
Es begann mit dem Zwerg, dem ›Toten‹ in der Mitte. Sein rechtes Bein zuckte plötzlich in die Höhe. Gleichzeitig bewegte sich die aus dem Mund schauende Zunge, drehte Kreise, als wollte sie die Lippen genau nachzeichnen.
Auch der Clown rührte sich. Zwar blieb er in seiner unnatürlichen Haltung hängen, aber er zog die Arme an und spreizte dabei die Hände, bevor er sie wieder zu Fäusten schloß.
Es sah so aus, als wollte er dabei nach irgendeinem Gegenstand greifen, nur befand sich nichts in der Nähe, an dem er sich hätte festhalten können.
Der Soldat blieb ebenfalls nicht ruhig. Bei ihm bewegte sich zuerst der Kopf.
Ruckartig hob er ihn an, als hätte er irgendwo vor ihm und in seiner Nähe etwas entdeckt.
Das schaurige Ritual begann.
Plötzlich war ›Leben‹ in die drei Untoten geströmt. Wie auf Kommando fingen sie zu zappeln an, obwohl die Hanfstricke noch um ihre Hälse hingen.

Sie zogen die Beine an, sie streckten sie wieder vor, folgten dadurch den Gesetzen der Physik, so daß ihre Körper dabei in immer heftigere Schwingungen gerieten.

Sie pendelten vor und zurück.

Immer wieder, und ihre Bewegungen gingen über in einen kreisförmigen Zustand.

Zwischen den drei Galgen war nicht so viel Platz für alle, deshalb stießen ihre Körper des öfteren zusammen. Vor allen Dingen erwischte es den Zwerg, der dabei von zwei Seiten attackiert wurde und immer öfter aus dem schwingenden Rhythmus geriet.

Auch der Soldat hatte sich gedreht. Das war sogar seinem in der Schlinge hängenden Kopf gelungen, der nach rechts schaute gegen den übergroßen Schädel des Zwergs.

Und er begann als erster mit seiner Befreiung.

Im Vergleich zu seinem Körper waren die Arme ziemlich lang. Als er sie anhob, konnte er mit seinen Fingern auch die Schlinge erreichen, die den Hals einklemmte.

Im ersten Moment sah es aus, als würde er sich daran hochziehen. Dann aber gelang es ihm, einen Finger zwischen den Strick und seine alte, graue Haut zu schieben.

So lockerte er die Schlinge…

Und er machte weiter.

Er zerrte sie in gewissen Intervallen nach vorn, so daß die Unterkante des Seils sehr bald über sein Kinn hinwegrutschte, er keinen Halt mehr besaß und nach unten fiel.

Schwer wie ein Stein prallte er auf den Boden, wo er zusammensackte und es aussah, als würde er sich nie mehr erheben können, aber er stützte sich ab und kam wieder auf die Beine.

Schwankend blieb er stehen…

Dann drehte er den Kopf, um dorthin zu schauen, wo der Clown noch in der Schlinge hing.

Auch er war schon dabei, sich zu befreien. Die drei Zombies schienen einen Befehl erhalten zu haben, dem sie unbedingt nachkommen mußten.

Der Zwerg zerrte ebenfalls an seinem Strick. Er war noch schneller als der Clown. Vor ihm fiel er zu Boden, prallte auf das Gesicht und hämmerte mit dem Kinn gegen einen im Erdreich festgeklemmten Stein, doch er verspürte keine Schmerzen, rollte sich augenblicklich herum, zog die Beine an und stand wieder auf.

Er konnte nicht ruhig stehenbleiben, schwankte wie ein Strohhalm im Wind. Seine blanken Augen in den Höhlen glichen geschliffenen Metallplättchen, in denen sich auch noch das letzte Licht der roten Sonnenstrahlen brach.

Nicht mehr lange würde es dauern, bis die Dämmerung die Oberhand

über den Tag gewann.

Die Zombies warteten…

Erst als auch der Clown seine Schlinge verlassen und sich erhoben hatte, drehten sie sich so, daß sich die leeren Augen anstarren konnten.

Sie sprachen kein Wort, es war auch nicht möglich, aber es sah so aus, als würden sie sich untereinander verständigen.

Sie schwankten - ihre Arme pendelten, die Köpfe bewegten sich ebenfalls, die Beine zuckten, und dann hatten sie sich entschlossen. Es sollte die Nacht der Rache werden, und als die Dämmerung die ersten langen Schatten warf, verließen sie den unmittelbaren Bereich der drei alten Galgen…

***

Es war etwas kühler geworden, was auch am Wind lag, der vom Wasser her kam, unsere Gesichter streichelte, aber auch den Staub zu Wolken hochquirlte, die uns entgegenwehten, als wollten sie uns einfangen.

Der alte Ramon hatte nicht gelogen. Ich empfand diesen Weg als ziemlich beschwerlich und war für einen derartigen Trip auch nicht angezogen. In der roten Jacke kam ich mir schon lächerlich vor.

Auch meine Schuhe waren nicht eben zum Wandern geeignet. Den Gegendruck der Steine spürte ich durch die Sohlen hindurch.

Christina Romero war ein Kind dieser Gegend. Sie kannte sich besser aus, sie konnte Abkürzungen nehmen und brauchte sich um den unebenen Boden nicht zu kümmern, da sie die richtigen Schuhe übergestreift hatte.

Manchmal gingen wir über freie Flächen. Dann wieder deckte uns Gehölz oder dichtes Dornengestrüpp. Gras wuchs kaum. Falls wir es zu sehen bekamen, waren es nicht mehr als vertrocknete Halme, die aus dem Erdboden schauten.

Ab und zu bewegten wir uns dicht an den Klippen vorbei. Dann bekam ich einen unbezahlbaren Blick auf den dünenden Atlantik. Ein phantastisches Bild.

Von dem ich mich allerdings nicht ablenken lassen durfte, denn das Galgen-Trio war wichtiger.

Ich war überrascht, als die vor mir gehende Christina stehenblieb, sich umdrehte und feuchte Haarsträhnen aus der Stirn strich. Aus ihren dunklen Augen funkelte sie mich an.

»Sind wir schon da?« fragte ich.

»Noch nicht, aber wir sollten vorsichtig sein. Die Umgebung um die Galgen herum ist ziemlich frei. Wenn man dort steht, hat man einen guten Blick.«

»Wie frei?«

Sie dachte kurz nach. »Lichtungsgröße.«

»Okay.« Mit dem Ärmel wischte ich den Schweiß von der Stirn. »Dann laß uns weitergehen«, schlug ich nach einem tiefen Luftholen vor.

Sie hatte nichts dagegen.

Knorrige, alte Bäume wuchsen schief und hatten sich nach Osten hin geduckt, als wollten sie dem fast immer wehenden Westwind so wenig Widerstand wie möglich bieten.

Es war kein sehr ebenes Gelände, durch das wir uns bewegten. Buckel wechselten sich mit kleineren Vertiefungen ab, die aussahen wie Schüsseln, aus denen dürres Gras wuchs. Einige Flechten und Moose vermischten sich miteinander. Ich hatte schon ein paar Salamander gesehen, die auf den noch warmen Felsen lagen, um die letzten Strahlen der Sonne so richtig zu genießen.

Christina duckte sich unter einigen Ästen hinweg, schleuderte ihr Haar zurück, ging noch ein paar Schritte weiter und blieb dann stehen.

Ich hatte sie schnell erreicht, wollte eine Frage stellen, aber sie deutete am Baumstamm vorbei nach vorn.

»Da«, sagte sie nur.

Ich vergaß meine Frage, denn der Blick fiel auf die drei Galgen, die für meinen Geschmack völlig unmotiviert in der Gegend standen und deren leere Schlingen sich im leichten Wind zitternd bewegten. Die Dämmerung hatte inzwischen Einzug gehalten, das Zwielicht verzerrte die Natur und gab ihr einen eigenen Reiz.

Ich schwieg sehr lange und nachdenklich, während ich auf das makabere Szenario starrte und dabei den kühlen Schauer spürte, der über meinen Rücken kroch.

»Denkst du das gleiche wie ich, John?«

»Ich glaube schon.«

»Sie sind verschwunden«, flüsterte Christina. »Alle drei sind einfach fort.«

»Leider.«

»Und wieso?«

»Sie haben sich befreit. Das ist zwar keine Antwort auf deine Frage, aber du darfst die Kraft der lebenden Leichen nicht unterschätzen. Ich würde sagen, daß du sie ruhig mit von Menschen hergestellten Robotern vergleichen kannst, wobei sie allerdings keine frische Energie brauchen, denn die ihre löst sich nicht auf. Sie ist vorhanden, und sie ist auch ewig, Christina.«

Sie schauderte zusammen und rieb über ihre nackten Arme. »Darüber darf man gar nicht nachdenken. Wenn mir jemand bei Sonnenaufgang gesagt hätte, was dieser Tag noch alles bringen würde, hätte ich ihn für einen verdammten Lügner gehalten.«

»Das kann ich mir denken.«

Wir schauten beide auf die schaukelnden Schlingen und hörten aus der Tiefe das Geräusch des Meeres, dieses Rauschen der Wellen, wenn sie am Strand ausliefen oder wuchtig gegen die Steilwand hämmerten.

Es paßte zwar nicht, aber ich mußte gähnen, weil ich mich einfach ziemlich ausgelaugt fühlte.

»Kaputt?« fragte Christina.

»Keine Sorge, es wird schon wieder.«

»Kann ich verstehen.« Sie nagte auf der Unterlippe. »Aber wo stecken die Zombies?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Eine Antwort konnte ich ihr nicht geben.

»Sind Sie schon im Ort? Haben sie einen anderen Weg genommen als wir?«

»Das kann sein, muß aber nicht.« Ich nickte ihr zu. »Komm, ich werde mir die Stätte mal aus der Nähe anschauen.«

An den unteren Enden der drei Galgen und auch noch in deren unmittelbarer Umgebung wucherte das Unkraut ziemlich hoch. Es reichte mir fast bis zu den Schienbeinen, als ich auf mein Ziel zuschritt. Christina ging hinter mir, und ich konnte ihren scharfen Atem hören.

Ich schaute gegen den Himmel.

Da war nur weit im Westen noch ein roter Streifen zu sehen, der einen helleren Rand markierte. In wenigen Minuten würden beide verschwunden sein und der Dämmerung vollends Platz geschaffen haben. Dann hatte die Nacht den Tag wieder besiegt, und mein Blick richtete sich gegen den Himmel, wo ich einen bleichgelben Umriß sah, als wäre dieser aus dem Dunkel herausgeschnitten worden.

Es war der Mond…

Das Auge der Nacht, für die meisten romantisch, für schwarzmagische Wesen eine Kraftquelle und gleichzeitig ein Unheilspender.

Sein bleiches Licht war zwar noch nicht so intensiv wie in tiefer Nacht, aber auch jetzt sickerte es dem Erdboden entgegen und legte sich als Schleier über die Galgen.

Christina Romero schaute mir zu, wie ich das Holz anfaßte und es prüfte. Es war hart und gleichzeitig weich. Wind und Wetter hatten an den drei Gestellen ihre Spuren hinterlassen, und Spuren entdeckte ich auch in unmittelbarer Nähe der drei Galgen, denn dort war das Gras zusammengedrückt, wie ich im Schein meiner Bleistiftleuchte ziemlich deutlich erkennen konnte.

Ich schaute Christina an, die ebenfalls zu Boden blickte und sogar leicht in die Knie gegangen war.

Ihre Hände hatte sie auf die Oberschenkel gelegt, enthielt sich aber

eines Kommentars.

»Ich weiß nicht, was du meinst, John.«

»Genau dort, wo das Gras zerdrückt ist, sind sie nach ihrer Befreiung aus den Schlingen gelandet.«

Sie richtete sich wieder auf. »Das mag ja sein, John. Aber was geht uns das an?«

»Im Prinzip nichts. Ich hatte nach dem Beweis Ausschau gehalten, daß sie es tatsächlich aus eigener Kraft geschafft haben. Das bestätigt wieder, daß sie…«

»Bitte, sei still.«

Ich schwieg sofort.

Christina drehte sich auf der Stelle, die Arme etwas vom Körper abgedrückt. Selbst im Mondlicht sah ich die Gänsehaut, die sie bekommen hatte.

Etwas raschelte und raunte, als würden die wispernden Stimmen irgendwelcher Kleinwesen durch das Gras fahren, um uns gewisse Botschaften zu übermitteln.

»Der Wind«, sagte ich leise.

Sie schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Es war ein anderes Geräusch dazwischen.«

»Welches?«

Sie hob die Schultern. »Es klang irgendwie anders. So unnatürlich und dumpf.«

»Tatsächlich?«

»Ja, John, ja…«

Ich räusperte mich, weil Schleim in meiner Kehle lag, und wollte wissen, aus welcher Richtung das Geräusch gekommen war.

Sie wußte es nicht.

»Bitte…«

Christina schlug mit der Hand gegen ihren Oberschenkel. »Es ist mir nicht klar, John. Das… das kann von überall hergekommen sein. Glaub mir doch.«

»Okay, ich weiß Bescheid.«

Ein Rundblick hatte mir gezeigt, daß sich die Umgebung nicht gerade für einen Überfall eignete. Es gab einfach zu wenig Deckung. Wenn die drei Zombies angriffen, dann konnten sie sich auch im Gras versteckt halten.

»Was machen wir?« fragte Christina.

»Noch warten«, sagte ich.

»Gut, wir warten, aber…«

In diesem Augenblick schlug das Grauen erbarmungslos zu…

***

Die drei lebenden Leichen hatten sich versteckt. Sie lagen im Gras, so

flach wie möglich und hart gegen den Boden gepreßt. Die hohen Halme deckten sie vor einer schnellen Sicht. Es mußte schon jemand sehr nahe herankommen, wollte er sie sehen.

Sie warteten, und sie hatten etwas gerochen.

Menschen!

Für sie besaßen die Lebenden einen typischen Geruch, der sie gleichzeitig wild und hungrig machte.

Sie rochen das Fleisch, das dampfende Blut unter der Haut. Beides würde dazu beitragen, ihren Hunger und auch ihren Durst zu stillen.

Menschen und Zombies - Todfeinde, so unterschiedlich wie Tag und Nacht.

Sie waren schon auf dem Weg gewesen, um in den Ort zu gehen, als sie die Schritte hörten, die leisen Stimmen und die Opfer schließlich sahen. Sie wollten zum Galgen, wollten dort nachschauen, aber sie würden diesen Ort nicht mehr lebend verlassen.

Die Zombies hatten ihren Plan blitzschnell geändert. Jetzt waren sie auf - die beiden voll und ganz fixiert.

Eine Frau und ein Mann…

Sie schauten sich in der Nähe des Galgens um, sie leuchteten sogar eine Stelle ab, aber die Lampe strahlte nicht dorthin, wo die drei- im Gras lagen.

Der Zwerg erhob sich als erster.

Seine Gier war am größten, er konnte sich nicht mehr im Zaum halten.

Und er hatte etwas mitgenommen. Nicht nur im Gewölbe standen die langen Eisenstangen, die als Hebel dienten. Auch draußen wurden sie aufbewahrt, und bisher war noch niemand dagewesen, der einen von ihnen gestohlen hätte.

Bis auf diesen Tag.

Der Zwerg hatte eine Stange gestohlen. Im Verhältnis zu seinem Körper war sie viel zu lang. Wenn er sie hielt, hatte er Mühe, sein Gleichgewicht zu halten.

Zudem mußte er sich noch sehr tief ducken, denn trotz seiner geringen Größe war er leicht zu entdecken, wenn er durch das trockene, hochwachsende Gras schlich.

Dann blieb er stehen.

Er ärgerte sich, weil er mit der Stange gegen seinen Schuh geschlagen war.

Zu laut war das Geräusch gewesen, wahrscheinlich war es sogar gehört worden, denn die Frau machte den Mann auf irgend etwas aufmerksam. Er hätte eigentlich noch näher herangemußt, um den tödlichen Wurf anzubringen, das wiederum traute er sich nicht. Dann hätten die anderen handeln können.

Er hob seinen Arm.

Es war der rechte, und mit der rechten Hand hielt er auch die vorn abgeflachte Stange in der Hand.

Er holte aus.

Einen kleinen Schritt noch ging er vor. Er sah die Frau, die ihm den Rücken zuwandte, der sich starr wie eine Figur vom dunklen Boden abhob.

Dann schleuderte er die tödliche Stange!

***

Es war der Augenblick der Wahrheit!

Der gnadenlosen, der brutalen, der rücksichtslosen Wahrheit. Der Moment, wo das Grauen zuschlug wie die Pranken eines Tigers, und ich, der ich nicht direkt daran beteiligt war, erlebte diese fürchterlichen Sekunden wie im Zeitlupentempo.

Vor mir stand Christina. Vielleicht zwei, drei kleine Schritte nur entfernt. Sie hatte mir etwas sagen wollen, doch noch in denselben Sekunden verzerrte sich ihr Gesicht. Da schienen die Züge auseinander zu schwimmen, da hielten die Proportionen nicht mehr, der wilde Schmerz erreichte sie wie ein Überfall. Ich hörte den wuchtigen Aufschlag, sah etwas Langes in ihrem Rücken stecken, dann torkelte sie nach vorn, wobei über ihre Lippen ein Wehlaut drang.

Ich fing sie auf.

Ich sah die Stange.

Sie steckte.

Verdammt noch mal, sie steckte in ihrem Rücken an der rechten Seite, und ich konnte einfach nicht mehr. Aus meiner Kehle löste sich ein irrer Schrei, der die Stille der Landschaft durchpeitschte.

Ich kam mir selbst vor wie ein Fremdkörper, hielt den warmen Körper fest und schaute an der Schulter vorbei hinein in das Dunkel, wo sich plötzlich etwas bewegte.

Er kam.

Und er rannte auf mich zu wie ein kleiner, böser, mordlüsterner Bastard. Es war der Zwerg mit dem großen Kopf, den langen Armen, die auf- und abschwangen und deren Finger die Spitzen der Grashalme berührten und sie zum Zittern brachten.

Er hatte seinen Mund aufgerissen. Die Hälfte des Gesichts schien nur mehr aus Maul zu bestehen, als wollte er mich noch mitten im Lauf verschlingen.

Ich hatte vielleicht noch zwei, allerhöchstens drei Sekunden Zeit, und ich ließ Christina an meiner linken Seite zu Boden sinken, ging trotz der Eile noch vorsichtig zu Werke, sprang zurück und zog dabei meine Waffe.

Er rannte und sprang.

Ich aber schoß.

Ich jagte die Kugeln in den untoten Leib des Zwergs, der im Sprung von den geweihten Silbergeschossen erwischt wurde. Die Einschläge schüttelten ihn durch. Löcher entstanden nicht nur in seinem Körper, auch in dem widerlichen erstarrten Gesicht, und er erreichte mich nicht. Der Zwerg flatterte noch mit seinen Armen, dann prallte er zu Boden, rollte durch das Gras und blieb liegen.

Es war für ihn vorbei.

Ich holte tief Luft, zitterte, aber nicht wegen dieses Zombies, der keiner mehr war, meine Gedanken drehten sich einzig und allein um Christina Romero.

Ich huschte zu ihr.

Die anderen beiden Untoten waren mir jetzt egal. Ich mußte erst sehen, wie es um sie stand.

Ein Stein stieß hart gegen mein rechtes Knie, als ich neben Christina niederfiel. Ich drehte ihren Kopf vorsichtig zur Seite, schaute auf die verdammte Stange, die noch immer im Körper steckte und sah auch nach, wie tief sie eingedrungen war.

Zum Glück nicht sehr tief, aber es konnte durchaus ausreichen, um einen Menschen zu töten.

Auch Christina?

Sie lebte noch. Ihr Auge zuckte, die Wimper bewegte sich flatternd, auch wollte sie mir etwas sagen, aber ich bat sie nichts zu tun, nur ruhig zu sein.

»Ich hole die anderen, dann bringe ich dich hier weg. Du schaffst es, Christina, du schaffst es.«

Noch einmal streichelte ich über das dichte Haar, dann drehte ich mich um.

Da erwischte mich der verfluchte Stein.

Hart und zielgenau geworfen, traf er meine Stirn. Etwas blitzte vor meinen Augen, und in diese verfluchten Blitzstrahlen hinein drängten sich die Schatten oder die Körper der beiden heranstürmenden Zombies.

Dann trat ich ab.

Jetzt hatten die Untoten das, was sie haben wollten…

***

Lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein, dennoch hatte sich einiges verändert.

Ich lag nicht mehr auf dem Rücken, denn man hatte mich in die Höhe gezerrt.

Ich konnte aus eigener Kraft nicht mehr gehen, deshalb war ich an einen anderen Ort geschleift worden, der mir mehr als makaber und auch tödlich vorkam.

Ich stand am Galgen.

Ich stand unter einer Schlinge, die sich über mir im Wind bewegte und dabei einen Schatten auf mein Gesicht malte, der hin und wieder über meine Augen zuckte.

Zwar sah ich dies, trotzdem dauerte es eine Weile, bis ich es realisierte. Zudem brandeten stechende Schmerzen durch meinen Kopf, und die Welt war für mich noch immer nicht proportional richtig zurechtgerückt worden.

Hände hielten mich an zwei Seiten fest. Es waren keine menschlichen Hände, auch wenn sie so aussahen, vier Finger hatten und die Daumen. Es waren harte, knorrige Totenklauen, die in Höhe meiner Hüften zugegriffen hatten und ihr Ende oder die alten Fingernägel durch die dünne Kleidung so hart in mein Fleisch bohrten, daß es schon schmerzte. Ich roch sie auch. Sie stanken feucht, nach altem Moder, nach Verfaultem, nach Vergehen und Vergessen.

Sie drückten mich vor.

Mir kam die Erinnerung an meine Beretta, mit der ich den bösen Zwerg erledigt hatte, aber die Waffe konnte ich vergessen. Sie war irgendwo im trockenen Gras verschwunden.

Die beiden Zombies sagten nichts. Erstens konnten sie nicht sprechen, und zweitens drangen nicht einmal die dumpfen, tumben Laute aus ihren Mäulern. Sie handelten schweigend und verbissen.

Die Hände hielten auch weiterhin meine Hüften fest und rührten sich nicht.

Aber sie griffen noch härter zu.

Und dann hoben sie mich an.

Ich kam mir vor wie eine Puppe, die sich aus eigener Kraft nicht bewegen konnte. Mein Kopf kippte nach vorn, die Schmerzen vervielfältigten sich, aber sie trieben mich nicht mehr an den Rand einer Bewußtlosigkeit, sondern peitschten etwas in mir hoch, das ich mit dem Begriff Widerstand umschreiben konnte.

Der Wille war da.

Den hatten sie nicht gebrochen.

Ich rutschte ihnen aus dem Griff, berührte mit beiden Füßen den Boden, wo ich dann zusammenbrach und noch etwas nachgeholfen hatte. Ich lag jetzt unter den Schlingen, zusammengekrümmt, noch immer nicht auf der Höhe, aber wo mein Dolch steckte, das wußte ich schon noch. Relativ weit hinten, sie hatten ihn noch nicht entdeckt.

Ich wartete ab und war innerlich plötzlich kalt wie eine Hundeschnauze. Das Blut schien gegen Eis ausgetauscht worden zu sein. Mein Denkapparat funktionierte nach wie vor, auch wenn er in der letzten Zeit stark malträtiert worden war.

Ich dachte an Christina, die noch am Leben war, aber stark blutete.

Sie mußte gerettet werden, sie…

Ein Zombie beugte sich über mich. Ich sah für einen winzigen

Moment in ein bleiches Gesicht, gegen einen Kopf ohne Haare, bis auf einen rot gefärbten Kamm.

Im Gesicht regte sich nichts. Es war taub, ausdruckslos, wie auch die Augen.

Einen Moment später packte er mich unter. Seine Hände schoben sich unter meinen Rücken.

Von vorn kam der zweite.

Der Soldat ging mit hölzern wirkenden Schritten. Sein Gesicht war eine Maske.

Ich zog den Dolch.

Halbhoch hatte mich der Clown gehoben. Mit den Beinen berührte ich noch den Boden, so daß ich mich dort mit den Hacken abstemmen konnte, dann flog ich herum.

In der Drehung streckte ich meinen rechten Arm aus. Die Hand hielt den Dolchgriff fest.

Wo sich die Klinge genau in den Körper senkte, hatte ich nicht sehen können. Wichtig war, daß ich den lebenden Toten mit dem Silberdolch erwischt hatte.

Auch jetzt hörte ich keinen Laut.

Aber er schwankte, dann torkelte er zurück, ließ mich los, so daß ich auf den Boden fiel und sofort meine Beine anzog, weil der Soldat danach greifen wollte.

Seine Pranken faßten statt dessen ins Gras.

Ich rollte mich zur Seite, gab mir dabei Schwung und kam wieder auf die Beine.

Den Dolch hielt ich fest.

Der Clown lag am Boden. Er war auf den Rücken gefallen wie ein Stück Holz. Ich wußte, daß er keinen Menschen mehr töten würde, fuhr herum, weil ich mich um den letzten Zombie kümmern wollte.

Er war weg.

Im ersten Augenblick war ich irritiert. Der Schatten des Galgens malte sich auf dem Boden, natürlich mit den drei Schlingen. Eine der äußeren bewegte sich, und in oder an ihr pendelte etwas Langes, das aussah wie ein Körper.

Es war der untote Soldat, der auf mich zuschwang und es schaffte, mir seine Füße in den Rücken zu stoßen.

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Deshalb torkelte ich nach vorn und wäre beinahe noch über Christina Romero gestolpert, konnte mich aber im letzten Augenblick zur Seite werfen, wobei ich ausrutschte und hinfiel.

Der ›Soldat‹ hatte die Schlinge losgelassen und kam vor.

Ich ließ den lebenden Leichnam kommen.

Nicht weit entfernt schimmerte etwas Dunkles im Gras. Es war meine Beretta.

Ich aber nahm den Dolch.
Wie ein langer Blitz spaltete er die Luft und bohrte sich in die Brust des Zombies. Er kippte - und war erledigt.
Ich ließ den Dolch stecken, ging zur Seite, bückte mich, wollte meine Waffe aufheben, fiel aber neben ihr zu Boden, weil mich eine plötzliche Schwäche überkam. Etwas ausruhen, nur zwei, drei Minuten, dann wollte ich Christina wegschaffen.
»Gratuliere, Mr. Sinclair, Sie haben es geschafft. Aber jetzt ist es auch für Sie vorbei!« Ich hörte die Stimme und konnte es nicht glauben. Dann schaute ich zum Galgen hin, aus dessen Schatten sich eine Gestalt löste, die eine Waffe in der Hand hielt.
Es war Claus von Aragon!

***

Er lachte mich aus. Anschließend überschüttete er mich mit Komplimenten, wie toll ich meinen Job doch erledigt hätte. Er war begeistert.
»Und ich war immer in Ihrer Nähe«, fügte er noch hinzu. »Ich habe alles beobachten können. Wahnsinn, echt! Aber jetzt ist es vorbei. Die Polizei wird vor einem Rätsel stehen. Mich hat hier niemand gesehen, ich schickte William vor. Aber noch einmal, Mr. Sinclair. Sie haben perfekt gearbeitet, mein Kompliment.«
»Stecken Sie es sich in den Arsch!« keuchte ich, übermannt von Zorn und Wut, was ihm wiederum nur ein kaltes Lachen entlockte.
Ich sah ein, daß es keinen Sinn hatte, hier den Kasper zu spielen, ich mußte cool bleiben.
Das war leichter gesagt als getan.
Ich drückte meine Arme zur Seite. Dabei rutschte die Hand mir durch das Gras, stieß an ein Hindernis aus Metall.
Die Beretta!
Das schoß wie ein zündender Funke durch meinen Kopf. So schlecht sah es nicht aus, und Aragon hatte es nicht sehen können, weil ich ihm die linke Körperseite zudrehte.
Ungemein vorsichtig bewegte ich meine Hand. Dabei eigentlich nur die Finger, denn den Ballen hielt ich auf den Boden gepreßt. Ich mußte sie erreichen, ich brauchte sie einfach.
Claus von Aragon, der Industrielle, der Diplomat und der Verbrecher, blieb nicht stehen, sondern wanderte auf und ab wie ein Lehrer, der seinen Schülern irgend etwas erklären wollte und sich dabei locker gab. Die Mündung der Waffe wies dabei stets auf mich, das arrogante Lächeln klebte auf seinen Lippen.
Als er stehenblieb und auf mich anlegte, hielt ich die Beretta bereits umklammert.
»Noch einen letzten Wunsch, Sinclair?«

»Nein.«
»Keine Zigarette mehr?«
»Rauch ist doch ungesund.«
Er lachte scharf, aber nicht freudig.
Ich hoffte, ihn etwas abgelenkt zu haben, und mußte noch einen Satz sagen. »Doch, Aragon, jetzt fällt es mir ein. Ich habe tatsächlich noch einen Wunsch.«
»Welchen denn?«
»Daß Sie zur Hölle fahren!« schrie ich.
»Bast…« Er kam nicht mehr dazu, die anderen Buchstaben auszusprechen, denn ich lag plötzlich auf dem Rücken, die rechte Hand aber angehoben, die Beretta in der Hand, und dann schoß ich dreimal.
Er schoß auch noch. Aber seine Kugel fuhr irgendwo in den Nachthimmel.
Später, als ich zu ihm ging, da sah ich, daß ihn eine Silberkugel in die Stirn getroffen hatte, eine zweite hatte ihn gestreift, die dritte war irgendwohin geflogen.
Claus von Aragon lag zwischen den Zombies und war von ihnen kaum zu unterscheiden…

***

Bei Gott, ich hätte es geschafft und Christina Romero ins Dorf getragen, das brauchte ich glücklicherweise nicht, denn plötzlich waren zahlreiche Dorfbewohner da. An der Spitze der alte Ramon, und er schob mich einfach von der Schwerverletzten weg, kümmerte sich selbst um sie, gab Anordnungen, aus Holz und Kleidungsstücken eine provisorische Trage zu fertigen, während ich am Rande saß, in die Nacht hineinstarrte und mich fühlte wie ein Stück Abfall, das man weggeworfen hatte.
Aber ich lebte, ich hatte diese verfluchte Hölle überstanden, und ich ging mit der ersten Gruppe zurück in das Dorf. Einige Männer waren noch dageblieben, sie wollten die Leichen bewachen, bis die Polizei eintraf, mit der ich noch mitten in der Nacht telefonierte.
Ich kannte einige Kollegen hier in Spanien, allerdings nicht aus diesem Gebiet, sondern weiter nördlich und von der Ostküste. Auf sie berief ich mich aber, und die Polizeitruppe, die extra aus Malaga eintraf, wußte bereits Bescheid.
Man behandelte mich höflich und nahm meine Aussage zu Protokoll. Das alles erlebte ich wie am Rande. Ich hatte inzwischen einige Kopfschmerztabletten geschluckt, aber wichtig war, was der Arzt über Christina sagte.
Als ich ihn ansprach, lächelte er.
»Wird sie durchkommen?«

»Ja, Señor. Die Lanze steckte nicht zu tief. Außerdem nicht an der linken Herzseite.«

Zum erstenmal konnte ich wieder lachen, war froh und drückte dem Arzt die Hand.

Erst am späten Vormittag ging ein Gespräch nach London durch. Ich bekam Suko an den Apparat und erlebte ihn in großer Aufregung. »Verdammt noch mal, wo steckst du, John? Wir haben dich überall gesucht. Auch Claus von Aragon ist nicht da.«

»Der wird auch nicht mehr kommen. Ich habe ihn erschossen.«

»Was hast du?«

»Das erkläre ich dir später, wenn ich wieder in London bin. Mehr als drei Stunden werde ich kaum fliegen…«

Was er dann erwiderte, hörte ich nicht mehr, denn ich hatte einfach aufgelegt. Einige Rätsel wollte ich meinen Freunden schon aufgeben. Gewissermaßen meine Genugtuung für einen Fall, der mir alles abverlangt hatte…

ENDE